Reise- und Lebensbilder

aus

Neuholland, Neuseeland und Californien.

Nach dem Tagebuche eines Verwandten

herausgegeben

von

W. Schulze.

Magdeburg.

Emil Baensch Verlag.

1853.

Vorwort.

Die folgenden „Reise- und Lebensbilder aus Neuholland, Neuseeland und Californien“ sind von dem Reisenden F. L. M. einem Bruder desselben, E. M., zugesandt und von diesem mit dem Ersuchen, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, mir, einem Verwandten der beiden Brüder, zugestellt worden. Ich konnte diesem Ersuchen um so lieber willfahren, als ich mich gleich bei der Lesung der ersten Bogen überzeugte, daß unsere deutsche Reisebeschreibungs-Literatur durch die vorliegenden Reisebilder eine in der That mit Dank anzunehmende Vermehrung empfangen würde. Der Reisende giebt manches Neue und bei uns Unbekannte, vermittelt namentlich eine deutliche Vorstellung von den

socialen Zuständen in den von ihm bereisten und bewohnten Ländern und macht außerdem die Lectüre seiner Bilder dadurch spannend und interessant, daß er sein bewegtes Leben sich als leitenden Faden durch sie hinziehen läßt. Seine Darstellung vermeidet allen Schmuck der Rede, ist körnig und zeichnet das Erlebte mit kräftigen Zügen. Einige wenige Eigennamen sind mir in der Handschrift nicht vollkommen leserlich gewesen; namentlich bin ich zweifelhaft, ob Seite 128 und folgende Dr. Höschner oder Dr. Hörchner zu lesen sei. An einzelnen Stellen habe ich den Text mit Anmerkungen begleitet.

W. Schulze.

Lieber Ernst!

Hier sende ich Dir den Bericht über meine Reise nach Neuholland und von da nach Californien, mit der Erlaubniß, ihn zu veröffentlichen, wenn Du glaubst, dem Einen oder dem Anderen unserer Landsleute damit irgend welchen Nutzen stiften zu können. Nur bitte ich, meinen Namen bloß mit dem Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, da ich mich ganz als den natürlichen, mit dem Sturm in mir und den Elementen außer mir in beständigem Kampfe liegenden Menschen geben werde, der ich bin — ein Bild so vieler Anderer, welche eine neue Heimath jenseit der Wogen zu finden wähnen.

Mein gegenwärtiger Aufenthalt, von welchem aus ich Dir diese Blätter schreibe, ist Musquito-Gush, ein wegen der vielen Musquitos ursprünglich von mir, jetzt aber hier schon allgemein so genannter Ort im Californischen Gebirge. Eine in den Unterleib durch einen indianischen Pfeil empfangene Wunde hält mich wider meinen Willen seit längerer Zeit in meinem Blockhause gefangen. Die Frucht dieser unfreiwilligen Muße sind die ausführlicheren Nachrichten, welche ich Dir hier übermache.

Ich beginne billig mit meiner Abreise von England im Herbste des Jahres 1848. Bis zu dieser Zeit hast Du ja hinlänglich Nachrichten von mir. Du weißt, wie ich mich nach England begab, um mir dort Gelegenheit zu größeren Seereisen zu suchen. Plötzlich verbreitete sich über Europa das Gerücht von neu entdeckten reichen Goldgruben in Neuholland. Bei dem Drange in mir, von Dem, was unser Erdball Merkwürdiges hat, so Vieles als möglich mit eigenen Augen zu sehen, war mein Entschluß, an einer Expedition dorthin Theil zu nehmen, schnell gefaßt. Ich fuhr nach Plymouth, wo ein Schiff für Neuholland reisefertig lag.

I.

Reise von England nach Neuholland.

Es war am 8. November des Jahres 1848, um 9 Uhr Morgens, als unser Schiff, der Glinelz, im Hafen von Plymouth die Anker hob. Das Wetter war hell, der Wind sehr günstig; Aller Herzen schlugen höher in der Erwartung des neuen Landes, dem wir zusteuerten.

Unser Schiff war ziemlich bevölkert. Außer dem Capitän, dessen Frau, vier Steuerleuten und dreißig Matrosen, befanden sich auf demselben an zwei Hundert Personen beiderlei Geschlechts, jeglichen Alters und verschiedener Nation. Es mangelte uns deßhalb für die lange Fahrt keineswegs an geselliger Unterhaltung. Besonders an den Abenden ging es lustig zu. Sie wurden gewöhnlich dem Tanze gewidmet. An Musik dazu fehlte es nicht; wir hatten davon, wenigstens für mein Ohr, mehr denn zu viel: drei Violinen, zwei Flöten, sechs Concordions, eine Clarinette und, o Schrecken! einen Dilettanten auf dem Waldhorn. Dieser wurde jedoch mit seinem Instrumente fortwährend oben auf den Mast verbannt, um dort als verstimmte Aeolsharfe zu agiren. Uebrigens war auch die ernstere Beschäftigung nicht ausgeschlossen. Ich wenigstens hatte mich hinlänglich mit Büchern geographischen und naturgeschichtlichen Inhalts versorgt, um darin fort zu studiren. Namentlich aber setzte ich die Erler-

nung der neueren Sprachen, als der englischen, französischen und spanischen, mit solchem Eifer fort, daß ich sie bei unserer Ankunft in Neuholland bereits ziemlich fertig sprach. Im Englischen machte ein gewisser Dulcharow meinen freundlichen Lehrer. Dieser, von Geburt ein Russe, hatte sich mit seiner Familie seit vielen Jahren in England niedergelassen. Er begab sich jetzt nach Adelaide, in der Absicht, dort einen größeren Landbesitz zu erwerben und für den Fall, daß ihm Alles nach Wunsch gehen sollte, seine Familie nachkommen zu lassen, entgegengesetzten Falles aber, zurückzukehren. Von Tage zu Tage fühlte ich mich zu ihm mehr hingezogen, wie er zu mir, und unsere Herzen schlossen endlich den innigsten Freundschaftsbund mit einander.

Am ersten Tage unserer Fahrt segelten wir die schöne Küste Englands nach SW. zu entlang. Ihr wurden aber wenig Blicke geschenkt, theils um der bei vielen Passagieren eingetretenen Seekrankheit willen, theils weil die Klärung des Schiffes, das Wegstauen der Reisegepäcke noch viel zu thun machte. Am andern Tage waren wir fern von allem Lande im Ocean. Hier beginnt das Meer, einsam und öde zu werden. Auf der Fahrt von Hamburg nach London ist das anders. Dort begegnet man so vielen Segeln, daß man beinahe zu glauben versucht wird, in einem großartigen Hafen zu sein. An diesem Tage wurde auch das Wetter rauh und stürmisch und trug nicht wenig zur Vermehrung der Seekrankheit unter den Passagieren bei. Ich wurde glücklicher Weise von ihr gänzlich verschont.

Am 14. November befanden wir uns der Küste Portugals gegenüber. Das Wetter fing jetzt an, mild zu werden, und der Wind blies so günstig, daß wir bereits am 19. November die Küste von Madeira zu Gesicht bekamen. Diese Insel mit ihrem hohen Pico Ruivo gewährt, vom Schiffe aus gesehen, ein prachtvolles Bild. Wir segelten hart an der Küste hinunter, lebhaft bedauernd, daß der Capitän nicht einige Tage vor Anker gehen wollte.

Bei fortwährend günstigem Winde befanden wir uns nach wenigen Tagen zwischen den Wendekreisen. Es ist ein wahres Vergnügen, hier zu segeln. Die Hitze ist gedämpft durch die Brise, und die selten stürmische See hat fast die Oberfläche eines Landsees. Große Schaaren von fliegenden Fischen werden durch das Schiff aufgejagt und fliegen funfzig bis hundert Schritte weit über den Meeresspiegel hin, wobei sie ein Geräusch von sich geben, das dem eines Rebhuhnvolkes, wenn es aufgejagt wird, ähnlich ist. Boniten und Delphine umspielen das Schiff und halten mit ihm Wettlauf. Interessant ist es aber, wenn der Hai die Delphine jagt. Diese springen dabei schaarenweise, oft an zehn Fuß hoch, aus dem Wasser, wobei ihre Farben in der Sonne wie Gold, Silber und Edelsteine schimmern. — Von Delphinen gelang es uns, einen zu fangen; sein Fleisch war zart und schmackhaft. Bei seinem Verscheiden auf dem Verdeck wechselten die Farben wie die des Chamäleon. An Haifischen fingen wir während der ganzen Reise sieben; der längste davon maß dreizehn und einen halben Fuß. Das Fleisch fand ich ebenfalls schmackhaft.

Am 28. November um die Mittagszeit überfiel uns ein heftiger Gewittersturm, der uns trotz alles Reffens in sieben Stunden an funfzig englische Meilen vorwärts brachte, während der Nacht aber uns bedeutend aus unserem Curs schlug. Am folgenden Morgen war das Unwetter wie mit einem Schlage vorüber, und ein sogenannter „todter Calm" eingetreten, der an sechs Tage anhielt. Kein Lüftchen ließ sich spüren, und so lagen wir eine Woche lang festgebannt unter dem sechsten Grad Nördl. Breite, der brennendsten Sonne ausgesetzt. Am 4. December, Abends, erhielten wir jedoch eine gute Brise, die uns am nächsten Tage in die Passatwinde brachte. Am 6. December, Abends sechs Uhr, passirten wir die Linie, bei welcher Gelegenheit wir die übliche Meertaufe empfingen.

Am 19. December, Morgens, konnten wir merken, daß wir uns in den Regionen des Caps der guten Hoffnung be-

fanden. Große Schwärme von Albatrossen und Captauben bedeckten das Meer. Bis hierher hatten wir seit Madeira keinen Vogel gesehen. Acht Tage später, nämlich am 27. December, gingen wir am Cap der guten Hoffnung auf drei Tage vor Anker, um Wasser und andere Vorräthe einzunehmen. Ich brachte diese Tage am Lande zu, um die Capstadt kennen zu lernen.

Am 31. December stachen wir wieder in See und verloren noch an dem nämlichen Tage das Land mit seinen hohen Bergen außer Sicht.

Das Seeschauspiel ändert sich jetzt. Während der atlantische Ocean meist ruhig ist und günstige Winde hat, ist die Südsee in fortwährender Aufregung. Ein Sturm löst den andern ab; die Wogen steigen haushoch und überspülen jeden Augenblick das Schiff. Die freundlichen fliegenden Fische und die Delphine sind verschwunden; nur der Hai ist geblieben. Dann und wann zeigt der Walfisch seinen riesigen Leib und bläst mit Getöse seinen Wasserstrahl zehn bis zwanzig Fuß hoch empor. Der Springfisch erscheint in Heerden, das Schiff umspringend und begleitend. Wir fingen manches Stück; das Fleisch ist aber wenig genießbar, da der Fisch eine Walfischart ist. Als die beständigen Begleiter des Schiffes sind die Albatrosse hier, diese riesigen Sturmvögel, welche das ganze Südmeer durchschweifen. Ihr Flug ist melancholisch und dem Anscheine nach langsam; sie schweben dabei etwa zehn Fuß über den Wellen, mit ihnen steigend und fallend. Hunderte von Meilen vom Lande ab, besuchen sie dasselbe nur zur Brütezeit. Man sieht sie beständig Jagd auf die Springfische machen. Wir fingen viele von ihnen, was sehr leicht ist, da sie den Menschen gar nicht scheuen. Der größte unter den gefangenen maß von der einen Flügelspitze bis zur anderen siebenzehn Fuß; die übrigen klafterten zwischen elf und vierzehn Fuß. Das Fleisch schmeckt sehr thranig. Am interessantesten ist es, sie beim Sturm zu

beobachten; sie thun dann, als wenn der Orean sie gar nichts anginge. —

Am 17. Januar des Jahres 1849 waren wir auf der Länge von Amsterdam. Da wurde der Wind plötzlich ganz contrair und zwang uns, südöstlichen Curs zu steuern. Er hielt sieben Tage an und brachte uns auf den 51. Grad Südl. Breite. Es war hier trotz der Mitte des Sommers empfindlich kalt; wir hatten sogar zweimal Gelegenheit, schwimmende Eisfelder zu sehen. Von jetzt ab wurde der Wind wieder günstiger und führte uns nach NO., Neuholland zu. Am 7. Februar sahen wir bereits Landvögel; am zehnten Morgens ertönte der Ruf „Land!" und es zeigte sich gleich einem Nebelstreife die südöstlichste Spitze von Port Lincoln, welche wir bis drei Uhr Nachmittags völlig zu Gesicht hatten. Am folgenden Morgen befanden wir uns bereits zwischen der Insel Känguruh und der im Norden ihr gegenüberliegenden Halbinsel. Während des ganzen Tages liefen wir an der dürren und felsigen Küste erstgenannter Insel hinauf, durchsegelten in der Nacht den Busen St. Vincent und gingen am nächsten Morgen, also am 12. Februar, um sieben Uhr, in Port Adelaide vor Anker.

Dulcharow und ich, wir hatten unsere Reiseeffecten bereits am Tage vorher eingepackt, übergaben sie jetzt dem Steuermann zur Beförderung an unsere Adresse in der Stadt Adelaide und stiegen, frei von der Sorge um sie, an das Land. Das Ziel war also erreicht!

II.

Neuholland.

Der Hafen, genannt Port Adelaide, ist sieben englische Meilen von der Stadt Adelaide entfernt; es findet jedoch zwischen beiden Plätzen eine gute Verbindung durch Omnibus und Droschken Statt. Wir bestiegen ein solches Fuhrwerk und befanden uns eine Stunde später in der Stadt.

Der erste Anblick dieses so fremdartigen Landes macht durchaus keinen günstigen Eindruck auf den Ankömmling. Eine unabsehbar lange Ebene zieht sich längs der Küste hin. Sie ist sandig, staubig und dürr und hat im Sommer wenig oder gar keine Vegetation. Nur hier und da steht vereinzelt eine kleine Gruppe großer, dicker Gummibäume mit fast schwarz-grünem Laube. Hin und her ziehen hohe Staubsäulen, welche von dem ewig hier herrschenden Wirbelwinde aufgedreht werden. Dabei herrscht eine Sonnenhitze zum Ersticken, zumal unter Mittag, wo der sogenannte „heiße Wind" wehet, eine Art von Samum, der zuweilen Menschen und Vieh zwingt, sich platt auf die Erde zu legen.

Diese Ebene zieht sich an der Küste viele Hundert Meilen weit hin — wenn ich von Meilen fortan rede, so meine ich immer englische —; sie ist jedoch nur zwischen zwei bis funfzehn

Meilen breit. Nach dem Innern des Landes zu wird sie von einer hohen Gebirgskette begränzt, die zwischen 40 und 120 Meilen breit ist, und deren höchster Gipfel etwa 3800 Fuß Höhe mißt. Man nennt diese Kette in Adelaide schlechthin „das Gebirge," so wie Adelaide nur „die Stadt" genannt wird. Wie „das Gebirge" nun in Bezug auf Vegetation ganz das Gegentheil der Ebene bildet, das werde ich weiterhin näher erörtern.

Die Stadt Adelaide liegt noch vor dem Gebirge und wird nach einem sehr großartigen Plane gebaut. Sie ist jetzt noch im Entstehen begriffen und zählt ungefähr 8000 Einwohner. Die fertigen Straßen verdienen alles Lob. Die aus Mauersteinen aufgeführten Häuser sind sehr regelmäßig gebaut; ihre Veranda's oder Vorhallen, meistens mit dem hiesigen dunkelgrünen Epheu überzogen, geben dem Ganzen zwar etwas Fremdartiges, aber dabei etwas Freundliches. Adelaide wird von Nord-Adelaide durch den kleinen Fluß Torrens, der etwa funfzehn Fuß breit ist, und durch einen herrlichen, von alten Gummibäumen bestandenen Park getrennt. Diese Bäume haben im Stamme einen Umfang von funfzehn bis dreißig Fuß und tragen eine dunkelgrüne Laubkrone, den Aufenthaltsort zahlloser Papagaien von den verschiedensten Farben. Unter ihnen ist der Boden mit Gras und mit den farbigsten Blumen, vorzugsweise mit Fuchsien, nicht aber mit Gebüsch bedeckt.

Nach unserer Ankunft in der Stadt erkundigte ich mich sofort nach den Goldgruben. Zu meinem größten Bedauren erfuhr ich aber, daß dieselben eine Fabel seien, ersonnen von Schafhirten, um Geld zu schneiden. Du hast wahrscheinlich in den Zeitungen von dieser merkwürdigen Geschichte gelesen. — Den Entschluß, ein goldreicher Mann in Neuholland zu werden, mußte ich natürlicherweise jetzt aufgeben. Statt seiner wurde indessen schnell ein anderer gefaßt. Ich nahm mir nämlich vor, in Gemeinschaft mit Dulcharow auf Landerwerb auszugehen und zu diesem Zwecke mit ihm in das Gebirge zu reisen.

Nachdem wir Beide uns von der langen Wasserfahrt hinlänglich erholt hatten, begaben wir uns am vierten Tage nach unserer Ankunft zu Pferde nach Meckersfield, einer zwei und dreißig Meilen östlich von der Stadt im Gebirge gelegenen englischen Ansiedlung. Der Weg dorthin ist der Naturschönheiten halber, die sich auf ihm finden, ein höchst angenehmer. Nachdem man die Stadt eine und eine halbe Meile weit hinter sich gelassen hat, befindet man sich bereits im Gebirge. Hier sind zwar die Wege steil und uneben, aber es herrscht zur Schadloshaltung um den Wanderer her die größte Abwechselung. Welch ein Gegensatz zur langen Küstenebene! So dürr und trocken diese daliegt, so grün und frisch ist dagegen das Gebirge. Hohe Cedern wechseln mit gigantischen weißen und rothen Gummibäumen ab; der Boden befindet sich überall in üppigster Vegetation, mit schönem orangeartigen Gebüsch und mit prachtvollen Blumen bedeckt. Cacadus und Papagaien, vor deren Geschrei man mitunter sein eignes Wort nicht verstehen kann, beleben diese herrliche Gegend. Das Opossum, eine Art Beutelratte, fast von der Größe einer Katze, bekleidet mit silbergrauem Pelz, schwingt sich von Baum zu Baum. Ueberhaupt ist die Pflanzen- und Thierwelt hier so verschieden von der europäischen, daß man schon längere Zeit im Lande gewesen sein muß, um ohne Aufmerken an ihr vorüber zu gehen. Das Känguruh und der Emu finden sich aber noch nicht in diesem Gebirge. Auch die Temperatur ist vortrefflich; es herrscht hier die reinste und mildeste Luft, welche so wohlthätig für die Brust ist, daß sie selbst die Auszehrung zu heilen vermag.

Auf dem Wege nach Meckersfield hatten wir nur Einen Ort, Namens Hohendorf, eine deutsche, funfzehn Meilen von der Stadt gelegene Colonie, zu passiren. Die Lage des Dorfes in einem fruchtbaren Thale zwischen hohen Bergen ist reizend. Die Einwohner sind ausgewanderte arme Schlesier, welche sich hier sehr wohl fühlen und ihr Glück preisen. Sie gehören sämmt-

lich der lutherischen Confession an, von der sie keinen Buchstaben daran geben.

Noch am nämlichen Tage erreichten wir bei guter Zeit Meckersfield. Dieser Ort liegt malerisch da in den Bergen. Aus grünen Umzäunungen blicken die einzeln liegenden Häuser hervor; ein Bach durchschneidet das Thal und vermehrt das Reizende dieses Platzes. Der Boden ist äußerst fruchtbar und wird als Garten- und Ackerland benutzt.

Nachdem wir uns in dem Gasthause erfrischt hatten, machten wir einen Spaziergang durch den Ort. An einem freieren Platze angekommen, sehen wir drei Männer, in eifrigem Gespräche begriffen, vor uns stehen. An ihnen vorübergehend, hören wir die deutsche Sprache, und siehe da! ich hatte das Vergnügen, in ihnen drei Landsleute zu begrüßen. Der Eine, ein Baron von Büren aus Bremen, ist gegenwärtig hier Kaufmann. Der Andere war der Dr. Sachs aus Halle, weiland Vorsteher des demokratischen Clubs in Merseburg; er ist hier Arzt und verdient viel Geld. Der Dritte hieß Sutter. Er ist zwar ein geborener Schweizer, hat aber als Gastwirth die „Stadt Zürich" in Halle besessen und jetzt in Neuholland sein Asyl gefunden, indem er hier Eigenthümer ausgedehnter Ländereien ist. Die Freude über so unvermuthetes Begegnen war gegenseitig eine große. Sutter führte uns zum Abendessen in seine Familie. Bei einem Glase Wein ließen wir Deutschland und Neuholland leben. Dann kam es für uns Neuangekommene zu wichtigen Gesprächen, in denen Sutter uns über den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht in hiesigem Lande reiche Auskunft gab. Der Dr. Sachs endlich ließ mich nicht eher zur Ruhe gehen, als bis ich mit ihm noch einige Partien Schach gespielt hatte.

Am folgenden Morgen machten wir noch eine weitere Excursion in's Land, nämlich zu Dr. Renke's Park, wo bedeutende Weinberge angelegt sind. Der Wein gedeihet hier vortrefflich, und die hiesige Traube giebt der spanischen Traube Nichts nach.

Gegen Abend kehrten wir nach Meckersfield und am folgenden Tage, mit unserem Ausfluge sehr zufrieden, nach der Stadt zurück. Auf dem Rückwege hatte ich noch Gelegenheit, einen wilden Puter zu schießen, der siebenzehn und ein halbes Pfund wog und einen delicaten Braten abgab.

Zu meiner großen Freude war Dulcharow durch die Excursion zu dem Vorsatze gekommen, in diesem schönen Lande seinen Heerd zu gründen und seine Familie, sowie sein Vermögen aus England nachkommen zu lassen. Bei der zwischen uns bestehenden Freundschaft wäre dann auch ich wahrscheinlich für immer hier geblieben. Es sollte aber Alles anders kommen!

Wir machten nämlich in Adelaide die persönliche Bekanntschaft des Dr. Renke, dessen Park im Gebirge wir bereits besucht hatten. Derselbe, ein tüchtiger Naturforscher, theilte uns mit, daß er eine möglichst weit gehende Excursion in das Innere des Landes vorhabe, und forderte uns auf, nebst funfzehn Anderen, die sich bereits dazu verstanden hatten, an derselben Theil zu nehmen. Wir gaben freudig unser „Ja!“ in dem Bewußtsein, erwünschte kühne Genossen bei solchem Unternehmen abgeben zu können.

Am 28. Februar, um 6 Uhr Morgens, traten wir unter Anführung des Dr. Renke unsere Reise an. Die Gesellschaft bestand aus achtzehn Mann, welche aus Wißbegier mitzogen, außerdem noch aus sieben Dienern. Wir Alle waren wohlbewaffnet und gut beritten. Packpferde führten die zu einer solchen Expedition nothwendigen Sachen, als: Meßinstrumente, physikalische Instrumente, Spaten, Brechstangen, Speisevorräthe, wollene Decken und dergleichen. Zehn gute Hunde waren ebenfalls unsere Begleiter.

Zuerst nahmen wir unsere Richtung durch die große Ebene nach Norden und gelangten nach einem scharfen Ritte bei der schwülsten Hitze um 11 Uhr Mittags nach Glastown, einem kleinen, 20 Meilen nördlich von der Stadt gelegenen Städtchen. Hier gönnten wir uns einige Erfrischungen und einen kurzen

Mittagsschlaf. Dann wurde wieder aufgebrochen. Der Weg führte sofort nach NNO., in's Gebirge. Zuerst war ein ödes, theils sandiges, theils mit kleinem Gestrüpp bedecktes Bergland auf eine Strecke von 8 Meilen zu durchreiten. Danach erreichten wir Lindenwall. Hier fingen denn auch die schönen Ländereien wieder an. Der Weg schlängelt sich nun meist in Thälern hin, die von hohen Bergen eingefaßt werden. Die Thäler sind bedeckt mit Farmen oder Ansiedelungen; reiche Getreidefelder, namentlich üppige Weizenfelder, erblickt das Auge ringsum. Der gegenwärtige Spätsommer zeigte uns den ganzen Reichthum dieser Gegend. Schaf- und Rinderheerden bevölkern die noch nicht angebauten Stellen. Wir passirten an diesem Tage noch Hoffnungsthal, Bethanien und Rolands-Park, und trafen Abends in Tonunda, einem kleinen, 57 Meilen von der Stadt entfernten Flecken ein, indem wir am Nachmittage nur langsam geritten waren. In Tonunda war unser Wirth ein früherer Apotheker aus Deutschland; wir verbrachten bei ihm unter Gläserklang sehr vergnügte Stunden.

Am nächsten Morgen brachen wir nach Ingus-Park auf, welchen Ort wir um 3 Uhr Nachmittags erreichten. Ingus-Park ist die großartige Besitzung eines reichen Engländers, Namens Ingus, und in dieser Richtung die ferngelegenste Ansiedelung von der Stadt; sie ist nämlich 76 Meilen von ihr entfernt. Von hier ab sind landeinwärts nur noch einige Schaf- und Rindvieh-Stationen vorgeschoben. Der Eigenthümer einer solchen Station besitzt bisweilen 100,000 bis 200,000 Stück Schafe, oder auch 10,000 bis 20,000 Stück Rindvieh, ohne dabei jedoch Ackerbau zu treiben. Sein Vieh läßt er weiden, wo es eben die beste Nahrung findet, unter Aufsicht von Hirten, welche bei den Rindviehheerden beritten sind.

Von Ingus wurden wir sehr freundlich aufgenommen und verweilten bei ihm den ganzen folgenden Tag. Wir kauften von ihm sechs fette Ochsen, das Stück zu zwei Pfund Sterling, um

sie mit uns zu treiben und gelegentlich zu schlachten. Dann wurde die Reise am folgenden Tage fortgesetzt.

Der Weg führte jetzt aus dem allmählig sich abdachenden Gebirge hinaus. Der Fuß desselben wurde von uns gegen Abend erreicht, wo wir in der entlegensten Schaf-Station, die einem gewissen Newman gehört, übernachteten. Sie liegt noch 35 Meilen über Ingus-Park hinaus.

Nachdem wir uns auf dieser Station für mehre Tage mit Trinkwasser versehen hatten, zogen wir am anderen Morgen wohlgemuth weiter. Vor uns dehnte sich die Prairie unabsehbar aus, bedeckt mit 4 bis 5 Fuß hohem Känguruh-Gras. Hier war weder Baum, noch Weg und Steg. Auf eine Länge von 20 Meilen führte uns unser Weg durch diesen „Shrub" — so wird nämlich eine Gegend von solcher Beschaffenheit hier genannt. Dann traten wir in eine offene Sandfläche ein, die indessen hier und da doch wenigstens einen kleinen, bald myrten-, bald cactusartigen Busch trug, der uns für den Nothfall hinlänglichen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewährte. Wir ruheten unter einem solchen Busche bis 4 Uhr Nachmittags, um dann weiter zu wandern. Während der Mittagsruhe hatten wir vielfache Gelegenheit, um uns herum den Ameisenlöwen zu beobachten — diese merkwürdige Larve, welche, auf dem Grunde ihres trichterförmigen Loches sitzend, fortwährend kleine Staubsäulen aufwirbelt, um auf diese Weise kleine Insecten zu fangen, die sich etwa ihrem Trichter genähert haben.

Einige Meilen weiter verändert sich wieder die Gegend. Die dürre Sandebene wechselt mit großen Flächen ab, welche ein schilfartiges Gewächs tragen. Känguruh's erscheinen zu Hunderten und Tausenden, entfernen sich aber, nachdem sie zuvor ihre Jungen zusammengerafft und in dem Beutel unter dem Leibe verborgen haben, bei der Erblickung des Menschen auf das Geschwindeste in possirlichen, oft zwanzig Fuß weiten Sprüngen auf den Hinterbeinen. Auch die Heimath des Emu, dieses großen,

straußartigen Vogels ist hier; derselbe ist ebenfalls sehr scheu und nur mit Hunden zu erjagen. Wir legten an diesem Tage 45 Meilen zurück und schliefen die Nacht unter freiem Himmel, wohleingehüllt in unsere wollene Decken.

In den nächsten drei Tagen durchzogen wir nur kurze Strecken von 20 oder 25 Meilen, weil sonst die Ochsen nicht hätten folgen können, erblickten doch aber schon am dritten Tage zu unserer nicht geringen Freude den Victoria-See.

Dieser ungefähr 10 bis 15 Meilen lange und 3 bis 8 Meilen breite See liegt gegen 220 Meilen NNOestlich von Adelaide. Seine Umgebung kann Dem, der eben die Shrub's und den dürren Sand durchzogen, nicht anders als höchst reizend erscheinen. Die Ufer des Sees tragen nämlich üppige Wiesen, Bäume und Sträucher. Er selbst ist bedeckt mit Gänsen und Enten, die uns während zweier Tage, welche wir an seinen Ufern zubrachten, die trefflichsten gebratenen Bissen gewährten. Er ist auch der Aufenthaltsort der Moschusente, deren starker Moschus-Geruch sich auf 2 bis 3 Meilen Weite spüren läßt. Das Ufer ist der Lieblingsaufenthalt der schwarzen und der Vierlenden-Schlange. Beide sind sehr giftig. Die schwarze Schlange erreicht eine Länge von 12 bis 18 Fuß und ist kohlenschwarz; zum Glück ist sie sehr furchtsam. Die ungefähr 4 Fuß lange Vierlenden-Schlange scheint den Uebergang zu dem Geschlechte der Eidechsen zu machen, indem sie vier ungefähr 2 Zoll lange Füße hat. Derselben bedient sie sich aber nicht zum Gehen, sondern nur zum Rudern beim Schwimmen; auf dem Lande schleift sie dieselben stets neben sich her. Ihre Farbe ist die olivengrüne, und ihr Biß tödtet schon nach wenig Minuten. In dem Wasser dieses See's sahen wir ferner zum ersten Male das berühmte Schnabelthier, das mir die meiste Aehnlichkeit mit einer Fischotter zu haben schien, wenn man sich dieselbe nämlich mit einem Entenschnabel versehen denkt. Sein Haar ist von aschgrauer Farbe, das Thier selbst etwas über 1 Fuß lang. Obgleich wir mehre

schossen, so konnten wir doch keines derselben habhaft werden, da sie verwundet sofort untertauchten. Das Wasser des See's ist durchaus seesalzig.*)

Nachdem wir die Reise noch zwei Tage im NNOestlicher bis NOestlicher Richtung fortgesetzt hatten, befanden wir uns nach angestellter Berechnung 295 Meilen von Adelaide. Die Gegend war seit dem Victoria-See bis hierher moorartig gewesen und das gefundene Wasser stets seesalzig. Unser Vorrath von Wasser war gänzlich verzehrt; zwei Ochsen waren geschlachtet, und einer war crepirt. Zum Glück gewannen wir jetzt wieder festeren, wenn auch meist sandigen Boden, der indessen einiges Gras und hier und da auch eine kleine Ceder trug. An einer Stelle fanden wir den Boden feucht; ein zwei Fuß tief in den Sand gegrabenes Loch füllte sich schnell mit ziemlich gutem Trinkwasser, so daß wir nicht nur uns und unser Vieh sättigen, sondern auch unsere Schläuche füllen konnten. Es ist dieß eine große Merkwürdigkeit in diesem Lande, daß man in den trockenen

*) Der Verfasser giebt hier gewiß das Richtige über den bei uns in Europa immer noch fabelhaften Victoria-See. Dieser See ist nach Dr. Blanc's „Handbuch des Wissenswürdigsten" u. s. w. herausgegeben von Dr. C. H. W. Mahlmann, derjenige See, in welchen sich der Murray ergießt und „welcher — durch eine nicht schiffbare Mündung mit der Encounter-Bai zusammenhängt." „Nahe an der Mündung des Murray in den Victoria-See" liegt ferner nach demselben, äußerst schätzenswerthen Handbuche „die Stadt Wellington." Indessen der Verlauf unserer Reisebeschreibung möchte dieß mehr als unwahrscheinlich machen, indem sie späterhin nicht nur das Fort Wellington in einer Weise berührt, welche an die Nähe überhaupt eines See's nicht denken läßt, dann auch mit der Encounter-Bai und deren Umgebung sich länger beschäftigt. Eher könnte man an den Torrens-See denken, welchen Albrecht Platt auf der Karte von Neuholland (im „großen Atlas der Erde." Magdeburg, 1845) nördlich von Adelaide gezeichnet hat, wenn nicht die Größe und die Lage dieses See's eine andere wäre, als die im Texte dem Victoria-See zugeschriebene.

Sandflächen zuweilen auf Stellen trifft, an denen ein nur wenig tief gegrabenes Loch sich sofort mit trinkbarem Wasser anfüllt, das indessen doch immer einen etwas salzigen Beigeschmack hat. Solche Plätze werden am besten durch die Pferde gefunden. So war es wenigstens bei uns der Fall. Die Pferde witterten sie stets eine Meile weit und eilten ihnen dann unaufhaltsam zu.

Vom Wasser gesättigt und des Fundes froh, brachen wir wieder auf. Noch aber hatten wir keine Meile zurückgelegt, als wir plötzlich einen starken, durchdringenden Geruch verspürten. Wir entdeckten bald die Ursache dieser Erscheinung. Schwärme von unzählbaren Termiten, welche die Größe einer Wespe hatten, oder noch größer waren, bedeckten den Boden. Nach einer halben Stunde befanden wir uns etwa 500 Schritte vor ihrem sogenannten Dorfe. Es bestand dieß Mal aus neun Häusern. Diese waren in regelmäßiger Entfernung von einander 6 bis 7 Fuß hoch aus Erde in der Gestalt von Bienenkörben gebaut und hatten am Grunde eine große, etwa einen Fuß hohe Oeffnung. Wir selbst und unsere Pferde waren fast ganz bedeckt mit diesen Thieren. Es wurde deßhalb die Ordre gegeben, daß die Packpferde das Dorf in weitem Kreise umgehen sollten. Wir selbst passirten es in gestrecktem Galopp. Sich zu Fuß durch ein solches Dorf wagen, würde den Tod bringen. Wir hatten ungeachtet unserer Vorsicht von den an uns herumkriechenden Insecten manche Stiche empfangen, die wie Bienenstiche brannten.

Menschlichen Wesen waren wir seit dem Gebirge nicht begegnet. Am folgenden Tage unsrer Wanderung aber trafen wir um die Mittagszeit zum ersten Male auf einen Stamm Wilder, in Laubhütten wohnend. Der Stamm mochte gegen 500 Individuen zählen, die Frauen und die Kinder mitgerechnet. Die Wilden hier sind kohlenschwarz, dabei mager, aber kräftig. Lange schwarze Bärte hangen den Männern vom Kinn herunter, und das

Haupt ist von einem langen, schlichten, schwarzen Haare umgeben. Das Gesicht hat die größte Aehnlichkeit mit dem des Orangutang. Männer und Frauen sind abschreckend häßlich. Beide Geschlechter gehen durchaus nackt; von mosaischen Feigenblättern war bei ihnen keine Spur. Ihre Waffen bestanden in einer zwei Fuß langen Keule, einer Art krummen Säbels und einem zwei Fuß langen Wurfspieße. Sie verfertigen sich dieselben aus dem eisenharten, schwarzen oder rothen Gummiholze.

Diese Wilden nahmen uns ohne alle Feindschaft, ja sogar sehr freundlich auf. Wir schlachteten bei ihnen einen Ochsen und machten ihnen durch das Geschenk des Vorderviertels eine große Freude. Um 4 Uhr Nachmittags setzten wir unsere Reise fort.

Während der folgenden drei Tage begegneten wir sehr häufig Wilden. Diese hatten aber für uns nicht mehr das freundliche Ansehen der zuerst angetroffenen, vielmehr begleiteten sie uns mit feindseligen Neckereien. In einer Nacht versuchten sie sogar, uns die letzten zwei Ochsen zu stehlen. Unsere Wächter aber hatten gute Wacht gehalten. Auf ihren Nothruf sprangen wir vom Lager auf und sahen uns von etwa hundert Wilden umringt. Wir griffen zu den Waffen und begannen den Kampf. Nach kurzer Zeit räumten die Feinde das Feld, zwei Todte uns zurücklassend. Der Müdigkeit halber dachten wir nicht an die Verfolgung. Trotz der Wächter und der Hunde Wachsamkeit mochten sich indessen gegen Morgen einige dieser Wilden wieder herangeschlichen haben; denn uns fehlten zwei Packpferde, zum Glück aber gerade diejenigen, welche gar keinen Mundvorrath mehr trugen.

Wir setzten unseren Weg noch drei Tage in nördlicher Richtung fort, um wo möglich eine fruchtbarere Gegend, oder ein Gebirge zu entdecken. Die Hitze wurde indessen immer größer. Die Wilden zeigten sich, je weiter wir vordrangen, desto feindseliger. Es kam oft zu Kämpfen mit ihnen, in denen zwei unserer Gefährten leichte Wunden davon trugen, und eins unserer Pferde getödtet wurde. Auch nahm die Gegend hier einen wil-

deren Charakter an. Da hielten wir endlich am Abende des dritten Tages einen Rath, in welchem der Beschluß zur Rückkehr gefaßt wurde. Wir befanden uns jetzt 483 Meilen NNOestlich von Adelaide, und zwar an einer Stelle, die vor uns schwerlich ein europäischer Fuß betreten hatte. Unser Mundvorrath ging mit Riesenschritten zu Ende; der letzte Ochs mußte geschlachtet werden.

Nachdem wir zuvor ein kleines Denkmal errichtet hatten, begaben wir uns am folgenden Morgen auf den Rückweg. Da uns das Fortführen der Ochsen nicht mehr am schnelleren Marschieren hinderlich war, so konnten wir jetzt bedeutendere Strecken an einem Tage zurücklegen, als zuvor, und erreichten deßhalb schon am Abende des vierten Tages die Ufer des herrlichen, großen Murray-Flusses. An eben diesem vierten Tage gelang es uns, zweier Känguruhs und eines Emu habhaft zu werden. Von den ersteren waren nur die dicken Schwänze zu genießen, die eine vorzügliche Kraftsuppe gaben; das Fleisch des Emu aber ist sehr schmackhaft.

Der Murray ist außerordentlich fischreich und bedeckt mit Millionen von Schwimmvögeln, unter denen sich besonders der schwarze Schwan mit feuerrothem Schnabel, feuerrothen Augen und Füßen bemerkbar macht. Für ein wenig Taback oder Schiffszwieback lieferten uns die Wilden, die hier wieder freundlicher wurden, so viel Fische, wie wir nur verlangten. Das Geflügel verschafften uns unsere eigenen Büchsen, so daß wir an Lebensmitteln vollauf hatten. Fünf Tage folgten wir dem Laufe des Murray in südwestlicher Richtung. Am Morgen des letzten dieser Tage trafen wir bereits wieder Vieh-Stationen an und erreichten am Abende das Fort Wellington, welches gegen 100 Meilen von Adelaide entfernt ist. —

Jetzt muß ich zu einer für mich höchst traurigen Begebenheit übergehen. Sie betrifft den Tod Dulcharow's.

Dulcharow war, seitdem wir den Victoria-See verlassen hatten, von einer heftigen Dyssenterie heimgesucht, einem Uebel, mit dem die Einwanderer in der ersten Zeit ihres Hierseins nicht selten zu kämpfen haben, das mich indessen gänzlich verschonte. Das Uebel hatte sich bei dem Genusse des fortwährend etwas salzigen Wassers gesteigert; in den drei letzten Tagen war dazu noch ein starkes Fieber gekommen, welches den Unglücklichen so entkräftete, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde zu halten vermochte. Wir bereiteten ihm deßhalb mittels vieler zwischen zwei ruhigen Packpferden ausgespannter Stricke eine Art von Tragbare, mit deren Hülfe uns mühsam seine Fortschaffung gelang. In Fort Wellington, einem Platze von nur sieben Häusern, angekommen, führte ich ihn in eins dieser Häuser, das zur Aufnahme von Fremden eingerichtet war. Es ward beschlossen, daß ich zu seiner Pflege bei ihm bleiben, daß die übrigen Gefährten aber ihre Reise fortsetzen und von Mountbarker, einem 37 Meilen vom Fort Wellington entlegenen Platze, einen Arzt senden sollten, der, wenn Alles mit der gehörigen Eile betrieben würde, am Abende des folgenden Tages eingetroffen sein konnte. Sie schieden, mich und den Kranken zurücklassend. O, wie kummervoll verging mir diese Nacht! und welches ängstliche Harren auf den Arzt am anderen Tage! Es wurde Abend, und er war noch nicht da. Wie oft bin ich in die Thür getreten, um nach der Rettung auszuschauen! Auch in der folgenden Nacht und während des folgenden Tages kam er nicht. Dulcharow hatte jetzt schon seine Besinnung verloren. Da faßte ich den Plan, mit Hülfe eines Führers während der bereits wieder eingetretenen mondscheinhellen Nacht selber nach Mountbarker zu reiten, um, es koste was es wolle, den Arzt mit mir zu bringen. Der Ritt wurde mit solcher Eile ausgeführt, daß ich bereits um 7 Uhr Abends des folgenden Tages, vom Arzte begleitet, in Dulcharow's Zimmer trat. Aber ach! ich war dennoch zu spät gekommen; ich fand nicht Dulcharow, ich fand

— nur seine Leiche. Meine Gemüthsstimmung an seinem Lager vermag ich nicht zu schildern. Ich habe die Leser allzu wenig in mein Verhältniß zu ihm blicken lassen, als daß sie meinen Schmerz um seinen Tod ganz verstehen könnten.

Da man zu einer solchen Expedition, wie wir sie eben ausgeführt, nur verhältnißmäßig wenig Geld mit sich nimmt, so hatte Dulcharow etwa nur zehn Pfund bei sich, denen ich noch acht Pfund hinzufügen konnte. Mit diesem Gelde vermochte ich nothdürftig, die Begräbnißgelder und die übrigen in Fort Wellington aufgelaufenen Kosten zu bezahlen. Dulcharow's Grab ist an einer freundlich-melancholischen Stelle. Ich zierte es mit einem einfachen schwarzen Kreuze. Die ersten und — vielleicht die einzigen Thränen, die auf dasselbe gefallen sind, es sind die meinigen.

Meine gegenwärtige Lage gebot mir, mich vom Schmerze bald ab und wieder der Praxis des Lebens zuzuwenden. Ich ließ mir in Fort Wellington den Tod Dulcharow's bescheinigen, verkaufte dann für drei Pfund dessen Pferd und begab mich auf den Weg nach Adelaide, wo ich am 1. April wieder eintraf. Mein erster Gang in der Stadt war der zum Dr. Ewrard, einem Freunde des Verstorbenen, dem dieser seine Sachen in Verwahrung gegeben hatte. Ich überreichte ihm Dulcharow's Todtenschein mit der Bitte, den Tod des Geliebten in Schottland anzuzeigen und Das, was ihm der Dahingeschiedene in Verwahrsam gegeben habe, an dessen Familie zurückzusenden.

So stand ich denn nun ganz allein, ganz ohne Freund da in dem mir wildfremden Orte.

Meine nächste Sorge war jetzt, ein billiges Unterkommen in der Stadt zu finden. Dazu aber hat man hier in den sogenannten Boarding-Häusern die beste Gelegenheit. In einem solchen Hause erhält man auf's Beste: Wohnung, Bett, Frühstück, Mittag- und Abendessen, und zwar für den geringen Preis von nur zwölf Schillingen auf die Woche. Zum Frühstück giebt

es Beefsteak, Ragout, Eier, Bratwurst, Fisch, Brot, Butter und Käse, je nach der Wahl, neben dem Kaffee; die Mittagstafel bringt Gemüse, Puddings, Pasteten, gebratene Hühner oder Gänse, Hammel- oder Rinderbraten; am Abend ist der Tisch mit Thee und kalten Speisen servirt.

Ich bezog ein solches Boarding-Haus, auf dessen Schilde zu lesen war „Norfolks-Arm." Kaum hatte ich drei Tage darin zugebracht, ernstlich damit umgehend, mir eine dauernde Beschäftigung in der Stadt zu verschaffen, als es der Zufall mit sich brachte, daß ich beim Abendessen einem Fremden, Namens Penny, gegenüber saß. An diesen Mann knüpfte sich zunächst wieder auf einige Tage mein Schicksal. Wenn man, wie ich, auf den oft stürmischen Wellen des Lebens umhersegelt, so hat man jeden Tag Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß an Menschenkräften wahrlich noch kein Ueberfluß in der Welt ist.

Penny war an der Encounter-Bai, zu Lande etwa 108 Meilen von Adelaide, zu Hause, besitzt dort eine Walfisch-Station und war hauptsächlich in der Absicht hierher gekommen, für die angehende Campagne noch einige Walfischjäger zu engagiren. Fünf kräftige junge Leute hatten ihm bereits ihre Dienste zugesagt. „Wollt Ihr auch mit," sprach er zu mir, „dann habe ich vorläufig der Arbeitskräfte genug, und wir segeln morgen ab." „Die Bedingung?" fragte ich. „Freie Wohnung und Beköstigung, und den Jägern die siebente Tonne des Thrans," war die Antwort. „Topp," sagte ich, „ich gehe mit!"

In Deutschland hätte ich schwerlich aus einem gewissen dem Deutschen angeborenen Stolze mein Jawort zu einem gleichen oder ähnlichen Engagement gegeben; aber Wer kümmerte sich hier um mich, oder um Wen hätte ich mich zu kümmern nöthig gehabt? Was mir jetzt hier angeboten wurde, das war ja für mich etwas noch nie Dagewesenes, und darum hinreichend, mich für das „Ja!" zu bestimmen.

Penny führte mich mit den fünf anderen Genossen am nächsten Morgen in seinen kleinen Schooner; das Segel schwoll, und nach sechsunddreißigstündiger Fahrt trafen wir in der Encounter-Bai auf der Walfisch-Station ein.

Nur Eine Nacht wurde uns hier Ruhe vergönnt. „Jungens, auf!“ diese Worte Penny's brachten uns schon früh aus den Federn, „Jungens auf! Ihr dürft keine Zeit verlieren, Euch auf den Walfischfang einzuüben.“

Nun wurden uns, den Neuangekommenen, Walfischboote übergeben, die wir auf der hohen See zu rudern lernen sollten, und zwar sollte dieß vorläufig unsere gewöhnliche Vormittagsbeschäftigung sein; am Nachmittag dagegen mußten wir Lanze und Harpune werfen lernen. Das war nun nicht bloß eine sauere, sondern auch eine gefährliche Arbeit. Durch unsere Ungeschicklichkeit schlug nämlich das Boot oft um, und wir mußten dann durch Hülfsboote aufgefischt werden. Die Hauptgefahr aber dabei wurde vom Hai veranlaßt; denn in solchen Buchten wimmelt es gewöhnlich von Haifischen. Namentlich aber war gerade hier der furchtbarste dieses Geschlechts, der weiße oder der Grund-Hai*), heerdenweise zu Hause. Ich habe einen, der 24 Fuß in der Länge maß, mit fangen helfen. — Für die sauere Arbeit entschädigte uns indessen die gute Tafel; auf dieser fehlte es nicht an Austern, Schildkröten und Hummern, die hier zu Tausenden an der Küste zu finden sind.

Es war am achten Morgen unserer Anwesenheit in der Encounter-Bai, und wir eben mit dem Frühstück beschäftigt; da ertönte plötzlich der Ruf: „Walfische in der Bai!“ Der beste Bissen wurde sofort im Stiche gelassen; Jeder eilte zu seinem Boot, und bald befand sich das ganze Geschwader in Thätigkeit.

*) Der Verfasser meint jedenfalls den squalus carcharias (den „gemeinen Hai“ oder „Menschenfresser“), der oben aschgrau, unten weiß gefärbt ist und eine Länge von 30 Fuß erreichen kann.

Noch war der Abend nicht herangekommen, da hatten wir schon zwei außerordentlich große Ungethüme — wir nannten sie Speck-Walfische, die werthvollste Art — überwältigt und ans Ufer gezogen. Der einbrechenden Dunkelheit wegen konnte die Jagd aber nicht fortgesetzt werden. Als wir nun am anderen Morgen ausspäheten, war die Bai von den Walfischen gänzlich verlassen.

Jetzt harrte unser eine höchst unangenehme und widerliche Arbeit. Wie uns nämlich Penny erklärte, waren wir nicht bloß zum Fange der Wale gedungen, sondern unsere Pflicht war es auch, den riesigen Walfisch-Cadavern den Thran abzunehmen. Wir mußten sie zu dem Ende zerschneiden und aus den einzelnen Stücken den Thran über Feuer auskochen. Dabei ging es nun über alle Maßen schmierig zu, und der Gestank des Fettes war bei der brennenden Sonnenhitze so groß, daß ich, obgleich von je her an die Ertragung aller möglichen Unbequemlichkeiten gewöhnt, doch nicht länger das Vergnügen haben mochte, Walfischjäger des Herrn Penny zu sein. „Hört!" sprach ich deßhalb zu zweien meiner Kameraden, die mit mir von Adelaide herüber gekommen waren, „hört, laßt uns Penny und seinen Thran im Stiche lassen und, damit er uns nicht zwinge zu bleiben, wenn wir ihn um Entlassung bitten, in der folgenden Nacht die Flucht ergreifen! Ich für meine Person wenigstens halte es hier nicht länger aus." Ich hatte den Beiden aus dem Herzen gesprochen, und die Flucht wurde sofort verabredet. Die Nacht war halbhell. Leise erhoben wir uns zur verabredeten Zeit vom Lager. Noch Ein Blick auf die Bai — und dann ging's mit rüstigen Schritten auf Adelaide zu.—

An die Encounter-Bai knüpfe ich noch folgende Bemerkungen. Diese Bai hat mit allen Baien an den Inseln der Südsee Das gemein, daß sich die Walfische in den Monaten März, April, Mai, Juni und Juli in dieselben begeben, um ihre Jungen dort zu gebären. An allen diesen Baien finden sich deßhalb Walfisch-Stationen, die von Privatpersonen unterhalten

werden, welche bei dem sehr einträglichen Unternehmen nicht eben zu kurz kommen. — In die Encounter-Bucht ergießt sich der Murray, nachdem er vor seinem Ausflusse einen ziemlich großen See, den Alexandrina-See, gebildet hat. —

Nach zwanzigstündigem Marsche erreichten wir den Ort Willungen, von wo aus wir mit der Post nach Adelaide zurückkehrten, um von hier aus Herrn Penny wegen unserer Desertion brieflich um Entschuldigung zu bitten. An dem ganzen Handel war mir das Aergerlichste, daß ich vier Pfund für Jagdkleidung und Jagdgeräth ausgegeben hatte — ein Verlust, der in Betracht meiner Gesammtbaarschaft allerdings nicht unbeträchtlich war. Mir blieben nämlich jetzt nur noch 124 Pfund.

In der Stadt angekommen, hörte ich, daß ein Schiff für Californien im Hafen segelfertig liege. Ich überlegte, ob es nicht am Gerathensten für mich sei, Neuholland zu quittiren und Passage nach dem wirklichen Goldlande — denn die hier angekommenen Nachrichten konnten doch nicht abermals trügerische sein! — zu nehmen. Was bot denn Neuholland mir bei meiner Eigenthümlichkeit auf die Dauer? — Zufällig indessen waren Sutter und Dr. Sachs aus Meckersfield in der Stadt anwesend. Diese brachten mich von dem bereits gefaßten Vorhaben, nach Californien zu gehen, ab und redeten mir zu, daß ich das Gasthaus in ihrem Orte an mich kaufen möchte, da der Kaufpreis desselben meine Kasse nicht übersteigen würde. Wohl wissend, daß sich mit dergleichen Gasthäusern hier zu Lande ein gutes Geschäft machen lasse, sagte ich „Ja!“ und versprach, spätestens in zwei Tagen sie in Meckersfield zu besuchen, das Gasthaus in Augenschein zu nehmen und wo möglich den Handel abzuschließen. —

Allein jetzt beginnt für mich eine Leidenszeit, herbeigeführt durch ein Unglück, das auf dem Wege nach Meckersfield über mich kam. Ich hatte mich nämlich in der That aufgemacht, um Sutter in Meckersfield zu besuchen. Ein gemiethetes Gig,

d. i. ein zweirädriger Wagen, bespannt mit einem Miethgaul, führte mich auf zum Theil steilen und hohen Wegen das Gebirge hinan. Etwa zehn Meilen vor Meckersfield wird mein Pferd an einem steilen Bergabhange plötzlich scheu, springt zur Seite, und der Wagen geräth in ein unaufhaltbares Hinabrollen. Endlich schlug er um und schleuderte mich zehn Schritte zur Seite. Nach einigem Weiterrollen gelang es mir, mich festzuhalten. Das Gig und das Pferd aber verschwanden vor meinen Augen in einem Abgrunde.

Es war an einem Sonnabend, um 4 Uhr Nachmittags, als dieß geschah. Meine Lage war in jeder Beziehung eine verzweiflungsvolle. Die durchaus öde und menschenleere Gegend machte es nicht wahrscheinlich, daß so spät am Sonnabend ein Mensch noch des Weges käme. Ganz aber mußte die Hoffnung auf Menschenhülfe für den Sonntag aufgegeben werden, indem hier zu Lande, gleich wie auch in England, eine solche Heilighaltung dieses Tages herrscht, daß Reisen an demselben etwas ganz Ungewöhnliches sein würden. Vor dem Montage also konnte ich nicht hoffen, ein menschliches Wesen zu Gesicht zu bekommen. Aber konnte ich selber denn nicht fort von hier? Mit nichten! Die eine Lende war mir aus dem Gelenk gewichen, und ich lag bewegungslos auf dem Boden. Um meine Lage noch trostloser zu machen, schickte der Himmel um 5 Uhr einen starken Gewitterregen auf mich herab, der mich bis auf das Hemd durchnäßte. Nach 7 Uhr, um den Anfang der Dämmerung, kam ein kühler Wind, und ich empfand wegen der nassen Kleidung den heftigsten Frost.

O, wie jammervoll lag ich da mit vor Frost klappernden Zähnen, mit den heftigsten Schmerzen in der Hüfte, ohne Aussicht auf nahe Erlösung! Die Lende schwoll zusehends an. Ach! — dachte ich bei mir — darum also hast du Vaterland, Eltern, Brüder und Freunde verlassen, um hier in dieser entlegenen, einsamen Gegend so elend umzukommen, unbeweint und

unbeklagt, ohne einen Tröster und ohne eine Hand, die das Auge zudrückt! Der Sterbende muß zwar von hinnen; aber es muß süß sein, beim Sterben die Liebe der Angehörigen um sich zu haben; es muß süß sein, die dem Tode bestimmte Hand in der warmen Hand eines Vaters, oder einer Mutter erkalten zu fühlen!

Doch, „wenn die Noth am größten, so ist Gott am nächsten!"— so sagt das alte deutsche Sprüchwort.

Meine Uhr zeigte sieben und drei Viertel Stunden; das Mondviertel verschwand eben hinter den Bergen; die Dunkelheit begann, vollkommen zu werden. Horch! in weiter Ferne ist ein, wenn auch kaum noch vernehmbares Geräusch. Ich lausche. Es verändert sich nicht binnen einer Viertelstunde. Endlich glaube ich, ein Näherkommen desselben annehmen zu dürfen. Es wird immer deutlicher. Nach einer Viertelstunde kann ich das eigenthümliche Geroll, das Rasseln eines Fuhrwerks erkennen. Nach Verlauf von noch einer halben Stunde ist endlich das langsamste aller Fuhrwerke, ein mit Ochsen bespannter Wagen, oben über mir auf dem Wege. Zwei Fuhrleute führten den Wagen nach Meckersfield, ihrem Wohnorte. O! werde ich mich ihnen auch bemerklich machen können? Ich rufe aus Leibeskräften. Sie fahren ungestört weiter. Ich verdoppele mein Geschrei. Horch! der Wagen steht still. Bald höre ich es in meiner Nähe rascheln, und, o Wonne! mich faßte eine Menschenhand. Unter vielen Schmerzen, die ich dabei litt, wurde ich zum Wagen — der, genauer besehen, nur eine zweirädrige Karre war; denn mit solchen Fuhrwerken fährt man überhaupt nur hier im Gebirge — getragen und auf demselben niedergelegt. Ein wenig Stroh trennte mich von dem harten Brette.

Die freundlichen Fuhrleute hatten die Absicht, mich unentgeltlich mit sich nach Meckersfield zu nehmen; ich versprach ihnen indessen ein und ein halbes Pfund Belohnung, wenn sie mich nach Craffords-Arm, einem nur 7 Meilen von hier auf dem Wege nach Adelaide zu gelegenen Gasthause, zurückbrächten.

Sie willigten ein; der Wagen wurde umgewendet, und der Rückweg angetreten. Meine Lage war dabei die eines Menschen auf der Folterbank; der geringste Stoß schon verursachte mir die größesten Schmerzen. Da die Straße aber sehr uneben und steinicht war, so folgte ein Stoß, ein Ruck dem andern.

Endlich trafen wir in Craffords=Arm ein. Nachdem ich die Fuhrleute, diese barmherzigen Samariter, die zu meinem Heil von Angoparinga aus noch des Weges gekommen waren, mit vielem Dank entlassen hatte, legte man mich in ein Bett. Meine Lende wurde mit Spiritus und andern Hausmitteln gewaschen; aber die Schmerzen waren so groß, daß die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in meine Augen kam. Am andern Morgen schickte ich einen Boten nach der Stadt mit dem Auftrage, einen Wagen, der mich nach Adelaide führen sollte, zu besorgen. Einen anderen Boten aber sandte ich nach dem Geschirr aus, in der Hoffnung, es würde sich von demselben noch irgend welcher Gebrauch machen lassen. Der letztere kam gegen Mittag mit der Nachricht zurück, er habe in einem Abgrunde Pferd und Wagen so zerschmettert gefunden, daß nichts des Aufhebens Werthes daran gewesen sei. Wie ich mich später mit eigenen Augen überzeugte, hatte er die Wahrheit geredet. Am Abende kam das Fuhrwerk von Adelaide und brachte mich am Montage den 15 Meilen langen Weg zu dieser Stadt, in welcher ich Nachmittags eintraf.

In Adelaide nahm mich ein geschickter deutscher Arzt, Namens Dr. Baier, in Behandlung. Dieser erklärte nach genauer Untersuchung meiner Verletzung, daß nicht nur die Lende wirklich ausgefallen sei, sondern daß auch drei Sehnen gerissen wären; vom letzteren Umstande rühre das gänzliche Unvermögen, den Fuß zu bewegen her.

Ich übergehe als uninteressant und unerquicklich die Geschichte meiner Krankheit und allmähligen Genesung. Genug, mit Hülfe von Blutegeln und andern Mitteln wurde ich in drei Wochen

so weit wieder hergestellt, daß ich an einer Krücke gehen konnte; vierzehn Tage später genügte schon der bloße Stab.

Es war in der letzten Hälfte des Mai, als ich so weit genesen war. Die Sorge um meinen Fuß wurde jetzt von einer anderen verdrängt, nämlich von der Sorge um meine künftige Existenz. Der letzte Unfall hatte mir viel gekostet; 44 Pfund hatte ich für das zerschmetterte Geschirr bezahlen müssen, die Rechnung für den Arzt, für den Apotheker, für warme Seifenbäder, für Verpflegung u. s. w. war gleichfalls keine geringe. Mit Schrecken gewahrte ich daher, daß nach Abzug aller dieser Ausgaben meine Kasse nur noch 53 Pfund zählte. Es mußte in allem Ernste Etwas unternommen werden, wobei Geld zu verdienen war. Vergebens sann und grübelte ich auf Mittel und Wege hierzu. Da führte mein Glücksstern die Hülfe auf höchst unerwartete Weise herbei, die obenein durch ein lustiges Intermezzo in meinem vielbewegten Leben eingeleitet wurde.

In dem Boarding-Hause, in welchem ich vor meiner Abreise nach der Encounter-Bai gewohnt hatte, war auch jetzt wieder mein Quartier. Mir gegenüber befand sich eine Putzhandlung. Sobald es mir möglich war, vom Lager auf einige Stunden aufzustehen und auf einem Stuhle zu sitzen, setzte ich mich natürlich nicht in den hintersten Winkel des Zimmers, sondern an's Fenster, um mir, wie so viele andere Leute, die nichts Besseres zu thun haben, die Zeit durch Hinausschauen auf die Straße zu vertreiben. Ganz natürlich war es auch, daß mein Blick vorzugsweise auf das mir gegenüberliegende Haus fiel und dort sieben junge Damen, Engländerinnen, an den Fenstern bemerkte, die für den Kopf-, Hand- und Halsputz anderer Damen sorgten. Am Natürlichsten aber war es, daß mein Blick fast ausschließlich auf Fanny Tauenzin fiel; denn diese war die schönste unter allen — eine schlanke Maid mit schwarzem, langen Haar, dunklen Augen und einem feinen, weißen, von einer leisen Röthe sanft angehauchten Teint — sowie, daß diese bald merkte,

Wem meine Blicke galten, wie ich zunächst an ihrem feinen Lächeln, bald aber auch daran erkennen konnte, daß sie immer anhaltender auch nach mir herüber sah. Auf eine Kußhand, die ich ihr hinüberwarf, versteckte sie anfangs ihr Köpfchen; bald aber fing sie an, dieses Zeichen mir damit zu beantworten, daß sie ihren allerliebsten Zeigefinger verschämt auf den rosigen Mund legte. Wie sie hieß, das war bald in Erfahrung gebracht; deßgleichen, daß Herr Schleicher, ein Deutscher, der Eigenthümer des Hauses und des Putzladens sei. Gab die Landsmannschaft nicht Grund genug ab, ihm einen Besuch zu machen?

Kaum konnte ich am Stabe gehen, so hinkte ich hinüber. Die freundliche Aufnahme ermunterte mich zur Wiederholung meines Besuchs, und bald verlebte ich den größesten Theil des Tages in Schleicher's Hause. Ich wußte, Wer sich darin immer am meisten auf meine Ankunft freute, und Wem der Augenblick, wo ich mich wieder verabschiedete, immer am unangenehmsten war. Aber auch ich hatte ein volles Bewußtsein von dem Magnete, der mich zog. Wie manche Stunde wurde unter Scherz und Neckereien mit Fanny verplaudert! Und am Nachmittage des Sonntags, wo die ganze Schleichersche Gesellschaft irgend ein harmloses Vergnügen außer dem Hause aufzusuchen pflegte, an dem ich Humpelmann aber nicht Theil zu nehmen im Stande war, da hatte sie gerade so lange heftige Kopfschmerzen, oder heftiges Zahnweh, als Schleicher's, oder ihre Arbeitsgenossinnen noch zu sehen waren. Wir saßen dann Beide allein und unterhielten uns von unserem vergangenen Leben. Fanny hatte eine treffliche Bildung, da sie aus guter Familie war. Aber Vater und Mutter hatten ihr bei ihrem Tode Nichts hinterlassen, als die Güter der Erziehung und ihre eigene Liebenswürdigkeit. Das war ihr auf den ersten Blick anzusehen, daß sie nicht zur Putzmacherin geboren war, obwohl die Putzmacherinnen bei Schleicher nicht von dem Schlage waren, wie man sie recht häufig in Deutschland anzutreffen Gelegenheit hat. Ich lernte Fanny

bald in jeder Beziehung schätzen, und die Erinnerung an sie wird mir immer eine angenehme bleiben.

So verfloß mir die Zeit meiner Gelähmtheit, ohne daß ich es kaum gewahr wurde. Endlich sagte Schleicher zu mir: „Freund, seid einmal aufrichtig! Wie steht es um Eure Kasse? In welcher Absicht seid Ihr nach Neuholland gekommen?“ Als ich ihm klaren Wein eingeschenkt hatte, fuhr er also fort: „Ihr müßt hier irgend einen Handel anfangen! Ich mache Euch folgenden Vorschlag. Ich habe, wie Ihr wißt, außer dieser Putzhandlung, die ja eigentlich das Geschäft meiner Frau ist, noch eine größere Modewaaren-Handlung. Kauft Euch Pferd und Wagen und nehmt von meinen Waaren, um sie in der Umgegend, in den kleineren Ortschaften und einzeln liegenden Gehöften zu verhandeln. Ihr sollt einen guten Verdienst dabei haben!“

Den Vorschlag nahm ich an, weil ich für den Augenblick nichts Besseres zu thun hatte und in der That einiges Geld verdienen wollte. Ich kaufte mir ein starkes Pferd und eine Springfeder-Karre sammt dem dazu gehörigen Geschirr für 35 Pfund und begann einen lustigen Kleinhandel. Noch war ich lahm am linken Bein — zufällig hatte der letzte Unfall das Bein getroffen, an dem ich schon in der Kindheit einmal gelitten hatte — als ich am 28. Mai zum ersten Mal meine Karre mit Schleicher's Waaren bepackte. Fertige Kleider, Hemden, Kragen, Hauben, Damenhüte wurden darin aufgehäuft; auch mit einigen Eisenwaaren beschwerte ich ihn. Die Peitsche knallte, und lachenden Muthes fuhr ich zur Stadt hinaus. Es währte nicht vier Tage, so hatte ich meine Waaren an die Landleute verkauft und manches junge Mädchen „unter die Haube“ gebracht. Zum Glück war mir unterwegs der Gedanke eingefallen, den Wagen nicht leer nach der Stadt zurückzubringen. Ich kaufte in Folge dessen auf den Landsitzen Gänse, Hühner, Eier, Butter und Käse auf und zog mit diesen edlen Gütern in die Stadt ein. Es besaß

hier eine gewisse Frau Willerbeck einen Höckerladen, in welchem Gegenstände, wie ich sie eben bei mir hatte, verkauft wurden. Vor dem Laden dieser edlen Dame machte meine Karre Halt, und mein Reichthum war alsbald mit ziemlichem Profit an den Mann, oder hier vielmehr „an die Frau" gebracht. Diese erste Ausflucht hatte mir einen Ueberschuß von 5 Pfunden und 9 Schillingen gegeben. Während der folgenden drei Tage besuchte ich nur die nächsten Ortschaften, um für Madame Willerbeck Victualien aufzukaufen; dann aber machte ich wieder mit Schleicher's Waaren eine Reise tiefer in das Land hinein, von der ich erst nach acht Tagen und zwar mit einem Gewinne von acht Pfunden für mich zurückkehrte.

Dieß Geschäft hatte ich etwa drei Wochen betrieben, als mir eine erstaunliche Ehre widerfuhr. Madame Willerbeck besaß ein Vermögen von etwa zweitausend Pfund, das sie sich mit ihrem Handel erworben hatte, und dabei ein Alter von vierundvierzig Jahren. Sie war so wohl beleibt, daß „drei Männer den Schmerbauch ihr nicht umfaßten;" das aufgedunsene Gesicht wurde von zwei kleinen, runden, halb vergrabenen, in's Rothe gefärbten, triefenden Fenstern geziert, aus denen ein ziemlich lüsterner Blick hervorlugte. Die gelblichen, barschen Haare auf dem Haupte waren allerdings zu zählen; zum Glück aber verdeckte eine schmutzige Haube die Mondscheinstellen. In den Kinnladen hatten jedenfalls früher mehr Zähne gestanden, als augenblicklich noch darin waren; doch hatte sie noch hundsartige Eckzähne. Ein theurer Odem entströmte dem schwulstigen Munde. Er athmete nicht etwa wohlfeile, frische Morgenluft, sondern den viel werthvollern Branntweinsduft; denn zur Flasche hatte er eine sehr starke Inclination. Kurz, die ganze Person eignete sich wohl dazu, auf einem Genrebilde zu figuriren, nicht aber auf einem edlen Gemälde.

Diesem weiblichen Crösus, dieser „schaumentsprossenen Venus" gefiel es, auf mich ein Auge zu werfen. Ich hielt eben

mit meiner Karre vor ihrer Thür und überreichte ihr die Töpfe mit Butter und Käse, als sie mit liebeseligem Blick und liebeflötender Stimme mich einlud, meine Karre einen Augenblick vor der Thür stehen zu lassen, um mit ihr in den Keller zu treten und dessen Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Hier, unter dem entzückend Wohlgeruche der Käse-, Pöckelfleisch- und Sauerkohltöpfe, unter den gefüllten Milchsatten und Butterfässern, hier war es, wo sie mir Herz und Hand anbot, indem, wie sie sagte, ich gerade ein Mann sei, wie sie ihn für ihr Geschäft brauche. Da ich mir nicht einbildete, deßhalb nach Neuholland gekommen zu sein, um mit meinen jungen Jahren an einem so alten Riff hangen zu bleiben: so bedankte ich mich für die mir zugedachte Ehre, vorschützend, daß ich viel zu unerfahren und viel zu arm sei, um es wagen zu dürfen, zu ihr aufzublicken — zum Glück dabei noch das Lachen unterdrückend. Als ihr weiteres Zureden nicht bei mir anschlagen wollte, so hatte ich Gelegenheit, die schmachtende Liebe in hassenden Zorn übergehen zu sehen. Ein Hagelwetter von Ungnade, von Vorwürfen über Undankbarkeit, von Klagen über allzu hohe Ansprüche, welche die jungen Männer jetzt machten u. s. w., fiel auf mich herab, und der Pathos schloß endlich damit ab, daß sie mir jeglichen Handel mit ihr aufkündigte. Das Aergerlichste war ihr unstreitig, daß sie mich bei diesem ganzen Herzensergusse völlig gleichmüthig bleiben sah; denn schon hatte ich von selber den Vorsatz gefaßt, den Handel mit dieser Megäre kurz abzubrechen. Als ich mit meiner Karre davon fuhr und nach einer kleinen Weile zurückblickte, konnte ich mir noch einmal das liebliche Bild mit den in die Seiten gestemmten Armen betrachten, wie es dastand, eingerahmt von den blauen Pfosten der Kellerthür.

Bei Schleicher's erregte die Erzählung dieses Abenteuers nicht geringe Heiterkeit. Ich mußte mich oft damit necken lassen, daß es mir am Ende doch sauer geworden wäre, eine abschlägliche Antwort zu geben.

Da mir für den Augenblick mein Handel, der indessen immerhin doch einiges Geld eingebracht hatte, ernstlich zuwider geworden war, so fing ich an, mit anderen jungen Leuten auf einige Tage ein Gentleman-Leben zu führen, besuchte die Bälle, lud Schleicher's zu Spazierfahrten in die Umgegend ein, saß Abends in fröhlicher Gesellschaft bei der Bowle. Dabei aber schmolz binnen acht Tagen mein Geld so zusammen, daß ich nach Verlauf derselben zwei Schilling Schulden mein Eigenthum nennen konnte. Am Abende des letzten dieser Tage war ich in einer größeren Familiengesellschaft, zu der mir das Gentleman-Leben in so kurzer Zeit den Weg gebahnt hatte. Keinem ahnte ja, daß ich mit fast leerer Tasche kam. Es wurden Spieltische arrangirt. O, weh! — dachte ich — du darfst heute nicht spielen, indem dabei möglicher Weise das Innere deiner Börse offenbar werden könnte. Um daher der wiederholten Aufforderung zur Theilnahme am Spiel, der beständigen Verwunderung darüber, daß ich mich nicht auf Karten verstehe, zu entgehen, formirte ich einen kleineren Kreis zur geselligen Unterhaltung, und — dieser Kreis wurde für meine Zukunft entscheidend.

Neben mir saß nämlich ein junger, kräftiger, schöner Mann. In der Unterhaltung mit ihm lasse ich zufälliger Weise ein deutsches Wort fallen. „Wie?" redet er mich sofort in meiner Muttersprache an, „Ihr seid ein Deutscher? Dann sind wir ja Landsleute!" Der junge Mann hieß Clausen und war aus Glückstadt im Holsteinischen. Er ist mein Freund und der Genosse meiner Arbeit, meiner Leiden und Freuden bis auf den heutigen Tag. Bei näherer Bekanntschaft faßten wir Beide den Plan, Neuholland, das für uns anfing, nachgerade langweilig zu werden, bei der ersten besten Gelegenheit in Gemeinschaft zu verlassen; nur mußte ich mir freilich dazu erst wieder Reisegeld verdienen. Ich setzte deßhalb meine Springfeder-Karre wieder in den Gang, handelte hier und da mit allen möglichen Gegen-

ständen und brachte aus der Umgegend so viel Fleisch, Butter und Käse, als der Wagen nur tragen wollte, zwar nicht zur verehrlichen Mutter Willerbeck, aber zu einem gewissen Sik, der ebenfalls dergleichen Gegenstände in der Stadt verhandelte. Auf drei Tage streifte ich sogar nach dem Murray hinüber, um von dort einige Fässer voll Blutegel zu holen.

Gegen den Abend von dieser Reise zurückgekehrt, ging ich noch zu Schleicher's hinüber und fand Fanny allein. Sie hatte geweint, ihr standen noch die Thränen in den Augen. Ich fragte nach dem Grunde der Thränen. „Ihnen", gab sie zur Antwort, „Ihnen, so weit ich Sie kenne, darf ich als einem wahren Freunde vertrauen und vor Ihnen mein Herz ohne Furcht, mißverstanden zu werden, ausschütten. Ich bin sehr unglücklich!" fuhr sie schluchzend fort, „ja, sehr unglücklich! Wie könnte ich mich auch anders fühlen, wenn ich meine Lage, meine Zukunft überdenke! Wie allein stehe ich da in der Welt! Hier ist, außer dem Ihrigen, von dem ich fühlend ahne, daß es mehr als weltliche Freundschaft für mich hat, kein Herz, dem ich eine wahre Theilnahme für mich zutrauen dürfte. Und nun bin ich im Begriff, auch Sie, den ich wie einen Bruder liebe, auf immer zu verlieren. Ich weiß es, daß Sie beabsichtigen, in der Kürze von hier fortzugehen; darum habe ich mir jetzt das Herz genommen, so zu Ihnen zu sprechen. Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie von hier fort wollen. Die Lebensweise, die Sie hier zu führen verdammt sind, kann Ihnen nicht auf die Dauer gefallen; sie würde Sie wenigstens bald höchst unglücklich machen. Wie öde aber wird dann dieß Land für mich sein, wenn Sie es verlassen haben! O, wäre ich doch ein junger Mann, um Ihnen folgen zu können!"

„Allerdings Fanny!" erwiederte ich, „ist es meine Absicht, meine Hoffnung, so bald es irgend möglich ist, diesem Lande den Abschied geben zu können; denn ich vermag nicht, länger in der Weise, wie ich jetzt lebe, fortzuleben. Fanny, ich ver-

sichere Sie, daß ich Sie sehr lieb gewonnen habe, und daß mir Ihr Schicksal nahe zu Herzen geht. Aber wenn wir unsre Brust öffnen könnten, so würde sich zeigen, daß Sie nicht unglücklicher sind, als ich. Ich bin auch ein Ruhe Suchender, und wer weiß, wann und wo und ob ich sie finden werde. Lassen Sie uns aus unserem gegenseitigen Schicksale Trost schöpfen. Ich werde Sie nie vergessen. Es wird immer der Wunsch in meinem Herzen feststehen, daß einst — wer weiß nach welchen Erlebnissen auf meiner Seite — das Schicksal uns die Freude des Wiedersehens bereitet. Lassen Sie unsere Herzen in gegenseitiger Neigung freundlich vereint bleiben, wenn auch weite Meere uns trennen!" — —

Ich kehrte tief bewegt von Fanny in mein Boarding-Haus zurück. Auf mein Lager hingestreckt, konnte ich den Gedanken an sie nicht aus der Seele bannen. Es war gewiß, daß sie allein den Abschied von Adelaide mir schwer machen würde.

Während ich in Gedanken an sie hinträumte, wurde plötzlich laut an meine Thür gepocht. Der fröhliche Clausen trat ein. „M.!", sprach er, „Ihr müßt Euch morgen reisefertig machen; am 5. dieses Monats (5. Juli) geht ein Schiff nach Californien!" Der morgende Tag war der 3. Juli. „Clausen!" antwortete ich, „meine Kasse läßt es zur Zeit noch nicht zu" — ich hätte jetzt gern noch einige Tage Aufschub gehabt. „Verkauft, was Ihr habt!" sprach Clausen, „mir bleibt nach Abzug der Reisekosten so viel, daß ich aushelfen kann." „Gut," gab ich zum Bescheid, „ich reise!"

Am folgenden Morgen verkaufte ich Pferd und Wagen und alles Entbehrliche und brachte damit das Reisegeld zusammen. Dann verabschiedete ich mich bei Sachs und Sutter in Meckersfield, von wo ich am 4. Juli Nachmittags zurückkehrte, und am Morgen des 5. Juli war ich am Bord des Mazeppa, der nach Californien abzugehen im Begriff war. Zum Andenken hatte ich Herrn Schleicher meine beiden schönen Hunde

und seiner Frau eine kleine goldene Kette hinterlassen, Fanny aber gebeten, zur Erinnerung an mich eine schöne Broche zu tragen. Diese Drei hatten mich auch zum Schiffe begleitet. Als die Anker hier gehoben wurden, fielen dort Thränen. Fanny's weißes Taschentuch sah ich zuletzt in der Luft wehen. —

Bevor ich von diesem merkwürdigen Lande scheide, möchte ich noch einige Bemerkungen über dasselbe folgen lassen, die namentlich Solchen, die dorthin auszuwandern Lust haben sollten, vielleicht von einigem Nutzen sein könnten. Manches habe ich freilich in dieser Beziehung schon gesagt; ich habe aufmerksam gemacht auf den dürren Küstenstrich, auf das fruchtbare Gebirge, auf das Klima und dergleichen mehr. Hier aber möge doch noch eine kurze Zusammenstellung des bereits Berührten und eine Ergänzung desselben folgen.

Ich kann nach meiner besten Ueberzeugung dieß Land den Auswanderern nur empfehlen. Das Klima ist in Adelaide und in den Bergen sehr gesund. Pflanzenreich und Thierreich sind zwar hier eigenthümlich und in andern Ländern nicht wieder so anzutreffen; es fehlt der deutsche Eichen-, Buchen-, Birken- und Tannenwald mit seinem Untergebüsch von Haselsträuchen, Schwarzdorn, Weißdorn u. s. w. — Statt dessen ist hier einzig nur der Gummibaum mit seinem ernsten Laube und myrtenartigem Untergewächs zu Hause. Es fehlt auch der Singvogel, sowie ursprünglich das europäische Säugethier in seinen mannichfaltigen Arten; — statt dessen hat man nur das Geschrei des Papagais, den straußartigen Emu, den schwarzen Schwan und einige Arten von Wasservögeln, das possierliche Känguruh und andere Gattungen von Beutelthieren, und in den Gebirgen den Dingo, eine gefährliche Hundsart. Die ganze Natur hier ist so abweichend von der Natur anderer Erdtheile, daß man in der That sich erst an sie gewöhnen muß. Aber Neuholland ist

fähig, europäisches Thier- und Pflanzenreich zu tragen. Der Boden, so dürr er an manchen Stellen scheint, ist bis ins Unglaubliche fruchtbar. Er trägt Getreide und Gemüse aller Art; die Baumzucht, der Weinstock gedeihen vortrefflich. Mandeln, Pfirsichen und andere Südfrüchte wachsen im Ueberfluß hier. Ich habe oft gesehen, daß man den Schweinen die herrlichsten Pfirsischen und Aprikosen korbweise gab. Hauptsächlich ist aber hier das wahre Vaterland der Melonen, welche mitunter über hundert Pfund schwer werden. Das eingeführte Pferd ist jetzt im Ganzen billig zu kaufen. Rinder- und Schafheerden finden in den Gebirgen die trefflichste Weide. Die Bergwerke liefern Kupfer und Eisen, leider freilich keine höheren Metalle*).

Was den Ackerbau betrifft, so bemerke ich darüber Folgendes: Der hiesige Morgen oder „Acre" enthält 250 preußische Quadrat-Ruthen und ist im Stande, bis 60 Bushels (Scheffel) Weizen zu tragen, trägt aber im Durchschnitt zwischen 40 und 50 Bushels. Außer Weizen werden von Getreidearten noch Gerste und Hafer, nicht aber Roggen, gebaut, und an Gemüse gewinnt man Kartoffeln und Kohl hinlänglich. Das auszuführende Getreide geht nach Ostindien, aber nicht in Körnern, sondern als Mehl. Es sind hier fortwährend Dampfmühlen in Thätigkeit, die das Getreide für Ostindien mahlen. Die Eigenthümer dieser Dampfmühlen kaufen jede ihnen offerirte Quantität mit Freuden auf. Freilich ist bei dem vorhandenen Reichthume daran der Werth des Getreides oft ein sehr geringer. Ein Bushel Weizen kostet bisweilen nur 4 Schilling, und ein

---

*) So hat der Verfasser an dieser Stelle geschrieben. Am Ende seines Berichts giebt er die auch uns bereits aus den Zeitungen bekannte Nachricht, daß allerdings nach seinem Abgange aus Neuholland daselbst Goldgruben entdeckt seien, die schwerlich abermals eine Fabel wären. Er hat natürlich diese Nachricht, wie wir, aus den Zeitungen. In Rücksicht auf die hier geschehene Erwähnung derselben lassen wir sie späterhin aus dem Texte wegfallen.

Bushel Hafer oder Gerste nur 3½ Schilling. Für 100 Pfund Kartoffeln bezahlt man zwischen 5 bis 7 Schilling.

Kommt nun ein deutscher Auswanderer mit fünfhundert bis tausend preußischen Thalern hier an, so kann er sich sehr leicht eine angenehme Existenz für sich, wie für seine Nachkommen verschaffen. Das Land kann er sectionsweise — eine Section enthält 80 Acres — von der Regierung kaufen, und zwar für den geringen Preis von Einem Pfunde für den Acre. Mit dem Urbarmachen desselben hat er wenig Mühe. Er braucht es nur einmal zu pflügen, um den herrlichsten Ertrag zu haben; dazu aber bedient er sich nicht der Pferde, sondern der wohlfeileren Ochsen. Das Vieh läßt er nach der Weise der jüdischen Patriarchen dort weiden, wo das beste Grasland ist; nur für ganz bedeutende Heerden bezahlt er eine kleine Abgabe. Das Bau- und Brennholz hat er umsonst; er baut sich sein Haus mit leichter Mühe selber. Wichtig für ihn ist, daß es hier keine Taxen und Steuern giebt.

Ist der Ankömmling nicht mit Geld versehen, so kann er auch dennoch hier leicht zu einem Eigenthume kommen. Er beginnt nämlich damit, daß er reichen Grundbesitzern Acker abpachtet. Für den Acre bezahlt er in den ersten sieben Jahren Einen Bushel Weizen jährliche Pacht, in den zweiten sieben Jahren 1½ Bushel, in den dritten 2 Bushel. Nach Ablauf dieser 21 Jahre kann er das Land mit den dazu gehörigen Einzäunungen und Gebäuden entweder mit einem Nachgelde von 3 bis 4 Pfund für den Acre an sich nehmen, oder es fällt an den Eigenthümer zurück. —

Seinen Unterhalt kann der geldarme Einwanderer jedenfalls bei Fleiß und Sparsamkeit hier haben, überhaupt sich leicht eine kleine Summe erübrigen. Ein Ackerknecht hat an 30 bis 50 Pfund — also an 2- bis 300 Thaler — des Jahrs nebst freier Kost; nebenbei kostet ihm die Kleidung wenig. Wie bald sind da 100 Pfund verdient, um Grundbesitz ankaufen zu kön-

nen! Der Ankömmling kann aber auch als Arbeiter in den sehr bedeutenden Bergwerken in der Woche dann und wann über zwei Pfund für die Woche, jedoch ohne Kost, verdienen.

An Arbeit fehlt es hier überall nicht, weder in der Stadt, noch auf dem Lande. Die Erwerbsquellen sind überhaupt sehr mannichfaltig. So holte ich, wie bereits erwähnt ist, vom Murray eine Karre voll Blutegel, wobei ich einen Verdienst von 6½ Pfund hatte.

Trotzdem giebt es hier manche Leute, die behaupten, es sei in Neuholland Nichts zu verdienen. Ich kann aber mit voller Ueberzeugung sagen, daß es ihre eigene Schuld ist, wenn sie Nichts vor sich bringen.

III.

Reise von Adelaide nach Neu-Seeland.

Der Mazeppa, welcher uns über Neu-Seeland nach Californien führen sollte, war nur ein kleines Fahrzeug von etwa hundert und funfzig Tonnen und mit Rum und Mehl für San Francisco beladen. Am Bord hatte er, außer dem Capitän und zwei Steuermännern, einem Supercargo*) nebst dessen Schreiber, welche Engländer waren, vierzehn Matrosen, theils malayischer, theils arabischer Nation — ein paar derselben waren von Java, — zwei Steuerer von Manila, einen Zimmermann chinesischer Abkunft und zwölf Passagiere. Der Koch bekannte sich zur Muhammedanischen Religion und war aus Indien. Die Matrosen sprachen malayisch und wurden nur vom Capitän Henerl vollkommen verstanden. Dieser lieh mir auf die Dauer der Reise seine malayische Grammatik, und durch Hülfe derselben, sowie durch die fortwährende Uebung im Sprechen, wobei die Matrosen sich sehr gefällig und bereitwillig gegen mich

*) Unter einem Supercargo, der auch Ober- oder Super-Cargadeur, Cargadör, genannt wird, versteht man einen Frachtaufseher oder Ladungsverrechner. Einem Solchen wird die Bestimmung der Hin- und Rückfahrt — die erstere im vorliegenden Falle aus Rum und Mehl bestehend — anvertraut.

zeigten, hatte ich bei meiner Ankunft in Californien diese Sprache ziemlich fertig erlernt. Keineswegs vernachlässigte ich dabei das Spanische, das ich jetzt wie ein Spanier spreche.

Als das Schiff von Port Adelaide abstieß, hatte ich nur Einen Schilling in der Tasche. Das störte indessen meine Heiterkeit nicht; hatte ich doch auch für den Nothfall von Clausen Aushülfe zu erwarten! Mit Taback und Rum hatte ich mich indessen hinlänglich selber versorgt; denn eine so lange Seereise ohne Taback, oder ein Glas Grog wäre nicht zum Aushalten.

Die Reise bis Neu-Seeland ging im Ganzen glücklich und ohne besondere Vorfälle von Statten. Nur — nahe am Ziel — waren wir allerdings in Gefahr, unser Stückchen Leben zu verlieren.

Es war am 12. Tage unserer Abreise von Neuholland, als wir in die Cooks-Straße einliefen. Diese Straße trennt Nord-Neu-Seeland von Süd-Neu-Seeland. Sie ist im Ganzen sehr eng, an manchen Stellen nur eine Meile breit, und dabei der Klippen wegen sehr gefahrvoll für den Segler.

Wir hofften, noch an demselben Tage, nämlich an dem Tage unserer Einfahrt in die Straße, in den Hafen oder Port Nicholson einlaufen zu können. Es war erst Nachmittags um vier Uhr und die Brise eine sehr gute. Schon hatten wir die Mündung des Hafens im Gesicht und glaubten, spätestens in einer Stunde in seinem Schutze zu sein; schon hatten wir uns ihm bis auf eine Meile genähert: da brach plötzlich ein entsetzlicher Sturm los, dessen Herannahen wir der vor uns liegenden gebirgigen Insel wegen nicht hatten beobachten können. Im Augenblick war unser Hintermast über Bord, die übrigen Maste beugten sich unter der Wucht ihrer Segel; denn, ganz unvorbereitet auf den Sturm, hatten wir auch nicht ein einziges gerefft. Mit Stentor-Stimme schrie der Capitän das Commandowort, und Alles, was klettern konnte, befand sich, von der großen Gefahr, welche die Segel brachten, überzeugt, in den

Masten, um oben die Segel abzuschneiden und den Winden Preis zu geben. In wenigen Minuten war dieß so gefährliche und schwierige Manövre vollbracht, und wir rollten nun mit gesetztem ersten Bugspriet- oder Sturmsegel, sowie mit doppelt gerefftem großen Raasegel, welche wir behalten hatten, der felsigen Küste zu, an welcher sich die Wogen in grimmiger Wuth brachen, den weißen Schaum bis an die Bergspitzen emporschleudernd. Das Wrack des über Bord gefallenen Mastes, sowie die meisten der abgeschnittenen Segel schleppten wir dabei im Wasser neben uns her.

Das Schiff umzulegen, war jetzt nicht möglich, ohne es in den Grund zu bohren. Die einzige, obgleich sehr zweifelhafte Aussicht auf Rettung war die, dasselbe so nahe wie möglich an das Land treiben und dort an der am wenigsten gefährlichen Stelle scheitern zu lassen. Die Rettung war dann jedes Einzelnen Sache und Glück. Zu diesem Vorsatze brachte uns der Hinblick auf den Mast und die Segel, welche nachgeschleppt wurden; diese gaben nämlich dem Schiffe trotz der Gewalt des Sturmes und der Wellen eine langsamere Bewegung.

Bis auf die Beinkleider entkleidet, stand das ganze Schiffspersonal am Bord und erwartete mit jedem Augenblicke das Anstoßen des Schiffs. Jeder wollte dann ins Meer springen und sich mit Hülfe einer Planke, oder durch bloßes Schwimmen zu retten suchen. Unter der Anleitung des Capitäns steuerte der erste Steuermann selber das Schiff. Jetzt heulte ein gräßlicher Windstoß durch die nackten Maste; von einer hohen Welle hinten gehoben, tauchte das Schiff vorn mit dem Bug tief in die See. Als es wieder hoch kam, war Todtenstille am Himmel eingetreten. So rasch der Sturm gekommen war, so plötzlich hatte er aufgehört. Ein „Todter Calm" war ihm gefolgt. — Solche kurzen Stürme — ich glaube, es sind dieselben, welche der Schweizer „Föhn" nennt — sind in der Südsee an der Tagesordnung. —

Die Gefahr lag aber nun keineswegs hinter uns. Ohne Wind konnte nämlich jetzt dem Schiffe nicht die nöthige Richtung von der Küste ab gegeben werden. Es war nun ganz ein Spiel der Wellen, welche es langsam, aber sicher den Klippen zuführten. Zum Unglück nahm es jetzt seinen Gang in der Richtung nach einer hohen, glatten Felsenwand. Da gaben wir die Rettung auf. Wie hätte der beste Schwimmer in diesem Wasserstrudel, an dieser Felsenwand sie erlangen mögen! Der Steuermann war eben im Begriff, das Rad zu verlassen und sich und das Schiff dem Schicksale Preis zu geben. Alle sahen jetzt auf das Antlitz des Capitäns, als ob sie dort Hoffnung lesen wollten.

Horch! Es ertönte plötzlich das kräftige Commando. „Schuka angus!“ rief der Capitän, „schuka angus, schuka tschakeer!“ Diese malayischen Worte bedeuten: „Setzt das große Vorderraasegel bei, legt das Schiff um!“ Alles sah sich einen Augenblick verwundert an; dann wurde mit der größten Hast dem Befehle gehorcht. Das Segel fiel im Moment. Dann begann das Manövre, das Schiff umzulegen. Das war wahrlich ein schwieriges Manövre! Es gelang uns nicht eher, als bis die Taue, an welchen der Hintermast nachgezogen wurde, durchgehauen waren, und dadurch das Schiff von diesem Maste, der eben erst unsere Rettung bewirkt hatte, befreit war. Und trotzdem wäre es uns nicht gelungen, wenn nicht plötzlich eine starke Brise vom Lande her gekommen wäre und drei aufgesetzte Segel geschwellt hätte. Kaum fühlte das Schiff die anschwellenden Segel, so drehte es sich, von den Händen zweier kräftiger Steuerleute gehalten, langsam vor dem Winde um, gleichsam als folgte es unwillig. In jedem Moment erwarteten wir, daß es umschlüge.

Nach ungefähr fünf Minuten war dieß bei so hoher See äußerst gefährliche Manövre vollbracht. Es war aber auch hohe Zeit, daß es vollbracht war. Wir befanden uns nämlich

nur noch 300 Schritte von der Felswand. Jetzt wurden auch die vom Schiffe herabhangenden Segel abgeschnitten, und so das Schiff völlig klar gemacht.

Die größte Erwartung herrschte nun am Bord. Es war die Frage, ob das Schiff Kraft genug haben würde, uns von der Küste abzutreiben, und ob es stark genug wäre, die Wellen auszuhalten. Rasch wurden noch zwei Segel gehisst. Fünf Minuten lang glaubten wir, immer noch auf derselben Stelle zu sein. Da fing es an, sich sichtbar vom Ufer fortzubewegen. Die Wellen brachen sich mit furchtbarem Zorn an seinem Bug und überspülten es unaufhörlich von vorn nach hinten. Endlich folgte es williger dem Drucke der Segel. Wir entfernten uns zwar langsam, aber doch merklich von der Küste, trotz den gegen uns eindringenden Wogen. Etwa tausend Schritte von derselben ab, wurde herumgebraßt, um die vorspringenden Felsen zu vermeiden. Jetzt waren wir wieder in der offenen See, in die wir fortwährend hinein hielten. Es mochte sieben Uhr sein. Drei bange Stunden hatte die große Angst und Noth gedauert.

In der freien See war nun aber auch alle Noth vorüber. Da machte sich Jedermann sein Glas Grog zurecht und trank auch wohl mehr dieses edlen Schiffsgetränks, als zur Stillung seines Durstes eben unumgänglich nöthig war. Ein Abend wie der, den wir, in das freie Meer hineinstechend, jetzt feierten, gehört zu den Jubelabenden auf der See.

Die Nacht verzog am Himmel ruhig; die See allerdings ging noch hohl. Wir hielten vom Lande ab, mit nur zwei Segeln die „kühlen Wasserpfade" durchstreichend. Am andern Morgen richteten wir unsern Curs wieder nach dem Hafen, in dessen Mündung wir um 10 Uhr Morgens, nachdem wir nahe an unserem gestrigen Unglücksplatze vorbei passirt waren, eintrafen

---

IV.

Neu-Seeland.

Die Einfahrt in den Port Nicholson windet sich zwischen hohen Felsenwänden hin. Ist man erst in den Hafen selbst hineingekommen, so könnte man glauben, sich auf einem großen Schweizersee zu befinden. Durch die vielen Bergvorsprünge ist nämlich der Blick auf das offene Meer verhindert. Da eben dieser Vorsprünge wegen das Wogen des Meeres sich dem Hafen nicht mittheilt, und auch kein Sturm den mindesten Einfluß auf ihn gewinnen kann, so ist seine Oberfläche beständig glatt, und die langen Kanoes der Wilden gleiten wie Schwäne über sie hin. — Der Mündung gegenüber, wenngleich noch sieben Meilen von ihr entfernt, liegt die Stadt Wellington. Wir warfen vor ihr um 12 Uhr Mittags die Anker.

Die Stadt Wellington, vom Schiffe aus gesehen, gewährt einen reizenden Anblick. Sie liegt da wie ein Schweizerdorf an einem Schweizersee. Der vielen, hier herrschenden Erdbeben wegen sind ihre Häuser zwar nur von Holz, aber sehr geschmackvoll gebaut. Sie breitet sich in Halbmonds-Form dicht am Hafen aus; für viele ihrer Häuser sind die Baustellen erst dadurch gewonnen, daß man sie dem Fuße des unmittelbar am Ufer sich erhebenden Gebirges abgrub. Das Gebirge hinter der

Häuserreihe erhebt sich bis zu einer Höhe von 3000 Fuß und ist mit einem ewig grünen Gebüsch, mit Cedern und Palmen bedeckt. Aus dem dichten grünen Laube blicken ebenfalls noch viele elegante Landhäuser hervor. — Ueberherrlich ist aber der Anblick der Stadt am Abende vom Schiffe aus. Gleich einer Kette von Gaslichtern leuchten die erhellten Fenster am Uferrande, und aus den dunkeln Bergen strahlt es hier und dort wie von leuchtenden Meteoren. Blickt man nun aber unter sich in den See, wo, von den Wellen gleichsam ausgeathmet, das schöne Bild doppelt schöner wiederkehrt, dann glaubt man in der That, in einem Feenlande zu sein. Was ist, hiermit verglichen, der Anblick, den man in Hamburg an dem erleuchteten Alsterbassin hat, obwohl derselbe an und für sich so prachtvoll ist! Dort kann man sich doch nicht in solche Nähe des Oberon und der Titania träumen, wie hier! — Nun noch die trockene Bemerkung, daß die kleine Stadt etwa 5000 Einwohner, zum großen Theil Engländer, zählt und eine „blühende Stadt" genannt werden kann.*)

Bevor wir an das Land stiegen, theilte der Capitän uns mit, daß die Ausbesserung des Schiffes, sowie das Einnehmen des Trinkwassers mindestens zehn Tage in Anspruch nehmen würde, während welcher Zeit wir uns am Lande so gut unterhalten könnten, wie wir es vermöchten. Clausen lieh mir fünf Pfund, und ich bezog mit ihm das erste Hôtel in der Stadt. Der Wirth war ein Deutscher, Namens von Holzendorf, und daher über unsere Ankunft sehr erfreut. Er stellte uns sofort seiner liebenswürdigen Frau als seine Landsleute vor. — Wir verlebten drei angenehme Tage in der Stadt. Nicht nur in der Familie des Barons von Holzendorf waren

*) In Blanc's Handbuche vom Jahre 1849 sind nur 1500 Einwohner angegeben. Aber in diesem Buche ist eine frühere Nachricht benutzt.

wir gern gesehene Gäste, sondern auch viele andere Familien schaarten sich um uns, indem wir wegen der eben glücklich überstandenen Gefahr interessante Persönlichkeiten waren. Selbst ein Ball wurde uns zu Ehren veranstaltet, auf dem sogar unser alter Capitän mit einer jungen Dame tanzen mußte. Während dieser drei Tage besahen wir uns übrigens auch die Umgegend genau und machten in zwei Nächten Bekanntschaft mit dem hier so häufigen Erdbeben. Die Häuser schienen bei der furchtbaren Erderschütterung einstürzen zu müssen, und im Hafen kochte die See hoch auf.

„Jetzt" — sprach ich zu Clausen — „jetzt haben wir von der Stadt genug gesehen und genossen. Komm, laß uns dem „Feuerspeienden" — ich meinte den Ruapaka — „eine Visite machen!" Gesagt, gethan! Wir mietheten uns zu der bevorstehenden Excursion drei Pferde — das dritte sollte nämlich den Mundvorrath tragen — und machten uns in nördlicher Richtung auf den Weg. Nach einem zweitägigen, scharfen Ritte trafen wir am Fuße des Ruapaka ein, der ungefähr 90 Meilen von der Stadt entfernt und von Europäern bis jetzt jedenfalls nicht eben häufig besucht ist. Am dritten Tage, Morgens, machten wir uns an das Werk, ihn zu ersteigen. Welche Mühseligkeit bei dieser Wildniß! Unsere Pferde mußten wir natürlich am Fuße des Berges zurücklassen. Bis um vier Uhr Nachmittags setzten wir unser Hinanklimmen fort; da mahnte uns die Nähe des Abends zur Rückkehr. Die weitere Ersteigung würde auch immer schwieriger geworden sein. Wir hatten nach unserer Berechnung den Berg bis zu einer Höhe von 5000 Fuß und zwar unter großer Mühe erstiegen, dabei aber erst, wie der Augenschein in ungefährer Schätzung ergab, etwa die Hälfte seiner Höhe erreicht. — Wir gelangten wieder zu unseren Pferden und schliefen die Nacht hindurch in wollene Decken gehüllt.

Am anderen Morgen wurde der Rückweg angetreten. Um aber von der Insel so Vieles, wie nur möglich wäre, zu sehen,

beschlossen wir, einen anderen Weg, als den wir gekommen waren, einzuschlagen. Auf diesem unwegsamen Rückwege diente der Compaß allein uns als Führer. Noch an dem nämlichen Tage erreichten wir den Hot-Fluß, welcher der Stadt zuströmt, und folgten nun fortwährend seinem Laufe. Die Gegend um uns her war dabei wunderherrlich. Auf hohe, grüne Gebirge folgten grüne Waldthäler und kleine Waldebenen. In diesen war aber das Gehölz so undurchdringlich, daß wir es umgehen mußten. Hier ist der wahre Urwald, so dicht, wie ich ihn sonst nie gesehen habe. Die hohen Bäume sind bis zu ihren Wipfeln mit Schling- und Schmarotzer-Pflanzen bedeckt, und das Ganze bildet ein ewiges Meer von zum Theil sehr prachtvollen Blüthen. Zuweilen waren wir genöthigt, dem Laufe des Flusses in seinem eigenen Bette zu folgen, wobei wir bis etwa an die Kniee im Wasser wateten, die Pferde am Zügel hinter uns her zerrend. Dabei wandelten wir unter einem prachtvollen Laubdache, gebildet durch die Zweige der Bäume an beiden Ufern, welche sich über uns in einander schlangen, selber um- und durchschlungen von den Schmarotzern mit ihrer Blüthenpracht. Die schöngefiederten Bewohner dieses Laubhimmels konnten wir nicht selten mit der Hand greifen, so wenig scheu waren sie. — Obgleich diese paradiesischen Gegenden schon oftmals von Weißen betreten wurden, so ist doch von gebahnten Wegen keine Spur hier. Daher kam es denn auch, daß wir theils wegen des großen Umweges, den wir zu machen gezwungen waren, theils wegen des langsamen, beschwerlichen Weiterkommens fünf volle Tage auf dem Rückwege zubrachten und erst am neunten Tage unserer Reise die Stadt wieder erreichten.

Schon hatten wir gefürchtet, der Mazeppa möchte ohne uns abgesegelt sein; zum Glück war aber diese Besorgniß eine unnöthige gewesen. Es wurde uns vielmehr bekannt gemacht, daß das Schiff erst in drei Tagen, und zwar alsdann Morgens um 9 Uhr, die Anker lichten würde. Somit blieben uns noch

zwei angenehme Tage in der Stadt zu verleben. Zu rechter Zeit waren wir endlich am Bord. Die Segel schwollen; bald waren wir wieder in der offenen See, noch manchen Blick nach diesem an Naturschönheiten so überaus reichen Lande zurückwerfend und einen unvergeßlichen Eindruck von ihm mit uns nehmend.

Jetzt nur noch einige Bemerkungen über Neu-Seeland, namentlich berechnet für deutsche Auswanderer. Diesen ist nämlich dieß prachtvolle Eiland wenigstens für jetzt noch nicht zu empfehlen, da es durchaus noch an anbaufähigem Boden mangelt. Theils nehmen die vielen hohen Gebirge viel Platz weg, theils sind auch die Thäler noch nicht zum Anbau gehörig vorbereitet. Eben diese Thäler enthalten vielleicht das fruchtbarste Land auf der Erde; aber der undurchdringlichste Urwald hat ja darin Platz genommen, und es würde deßhalb ihre Klärung, selbst wenn sie mit Hülfe des Feuers geschähe, viel Zeit erfordern und viel Kosten verursachen. — Der Haupterwerbszweig der Insel besteht im Bergbau und im Walfischfange. Das Wenige, dessen die Stadt an Gemüse und Kartoffeln bedarf, wird von denjenigen Wilden gebaut, welche sich der Kolonie angeschlossen haben, oder in ihren Diensten stehen; ihnen liegt namentlich auch die Schweinezucht ob.

Um die Insel in naturgeschichtlicher Hinsicht näher zu charakterisiren, bemerke ich, daß die Berge außer vulkanischen Produkten auch treffliche Metalle, namentlich Eisen und Kupfer liefern — diese Berge, in denen man fast bei jedem Schritte Gieß- und Waldbächen begegnet, welche die anmuthigsten Wasserfälle bilden. Das Pflanzenreich liefert in ihrem Urwalde viel immergrüne Gewächse, Myrtaceen-Arten und dergleichen. Auch der Drachenbaum ist in Neu-Seeland zu Hause. Merkwürdig sind hier gleichfalls die Bataten; darunter versteht man die Wurzelknollen einer Windenart, welche größer werden, als eine große Kartoffel, und auch an der Stelle der Kartoffeln, nament-

lich von den Eingeborenen, gegessen werden. Sie sind nämlich unstreitig mehlreicher, als die Kartoffeln und von angenehmerem Geschmacke. Auch an wildem Obst fehlt es nicht. Am merkwürdigsten ist aber der hiesige Flachs, welcher den europäischen an Güte weit übertrifft. Er gewährt den Eingeborenen den einzigen Stoff zur Kleidung und wird auch zu Segeln und Tauen benutzt. Unter den vierfüßigen Thieren sind die europäischen Hausthiere hier eingeführt, und es ist namentlich das Schwein der Liebling der Eingeborenen. — Am meisten ziehen indessen die Eingeborenen selbst die Aufmerksamkeit auf sich. Sie gehören der malayischen Race an und sind groß und muskulös. Ihre Gesichtszüge sind an und für sich schön; nur haben die Männer sie durch das Tätowiren ins Wilde hinein entstellt. Desto lieblicher sind die Frauen und Mädchen mit ihren sehr sanften Zügen anzuschauen, trotz der ins Gelbliche gehenden Hautfarbe. Männer sowohl als Frauen nehmen sich in ihrer, von ihnen selbst verfertigten, pelzartigen Flachstracht sehr schön aus. Die Waffen sind auf das Sauberste und Künstlichste gearbeitet. — Die Neu-Seeländer sind ungemein kühn und kriegerisch, dabei sehr bildsam und gelehrig. Sie geben z. B. schon jetzt die besten Matrosen ab und rudern ihre langen und schmalen, künstlich gearbeiteten Kanoes sehr geschickt. Diese Kanoes haben zur Grundlage einen dreißig bis sechszig Fuß langen, ausgehöhlten Baumstamm, dessen Seiten durch Balken oder Bretter erhöht sind. — Seine Unabhängigkeit hat der Neu-Seeländer bis jetzt behauptet, trotz dem mit den englischen Söldnern geführten fünfjährigen blutigen Kriege, welchem erst kurz vor unserer Ankunft durch einen Frieden ein Ende gemacht war, in welchem die englische Regierung den Eingeborenen allen Grundbesitz der Insel einräumte. Land darf jetzt diesen nicht eigenmächtig abgenommen, sondern kann nur durch Kauf von ihnen erworben werden.

Bei unserer Excursion trafen wir nicht selten mit Wilden zusammen. Diese zeigten in Folge des Friedensschlusses nicht die

mindeste Feindseligkeit gegen uns; sie waren im Gegentheil stets sichtlich erfreut, uns zu sehen und fühlten sich durch das Geschenk von Taback außerordentlich beglückt. Dreimal sogar mußten wir auf ihre Bitten in ihren Grashütten übernachten, wobei wir eine merkwürdige Probe von Gastfreundschaft kennen lernten. Anstatt nämlich uns zu fressen, boten sie uns die schönste Frau, oder das hübschsete Mädchen des Stammes zur Gesellschafterin an, unwillig, wenn wir sie nicht annehmen wollten. Ich kann versichern, daß ich, als wir zum ersten Male bei ihnen übernachteten, nicht wenig überrascht war, als der Aelteste der Familie das sanfteste, aus den schönsten Augen sehende Mädchen bei der Hand nahm und ohne weitere Umstände an meine Brust legte. Das Mädchen war so reizend, daß man sich in der That in dasselbe hätte verlieben können. — Sechs Monate früher wäre eine solche Reise, wie wir sie gemacht hatten, für zwei Mann eine Unmöglichkeit gewesen; nicht funfzig hätten sie wagen dürfen. Wir aber hatten von der großen Treue und Gerechtigkeit dieses Volkes gehört und im Vertrauen darauf ohne alle Furcht und ohne alles Bedenken uns auf den Weg gemacht.

Ich bemerke schließlich noch, daß ich bis jetzt bloß von der nördlichen Insel, die auch Ikanamawi genannt wird, geredet habe; von der südlichen ist mir Nichts weiter bekannt geworden als ihre Küste, die ich vom Schiffe aus gesehen habe, und die wo möglich noch starrer, steiler und felsiger ist, als die der nördlichen Insel.

V.

Reise von Neu-Seeland nach Californien. — Die Wasserhose.

Wieder in See, hatten wir zuerst mit ungünstigen Winden zu kämpfen, wodurch es uns unmöglich wurde, nördlichen Curs zu halten. Wir konnten vielmehr nur östlich steuern und kamen selbst dabei so langsam von der Stelle, daß wir erst nach acht Tagen die Chatam- oder Schwester-Inseln zu Gesicht bekamen. — Jetzt wurde das Wetter wieder günstiger, so daß wir nördlich auf die Gesellschafts-Inseln zusteuern konnten. Am 18. Tage unserer Fahrt hatten wir Otaheiti oder Tahiti im Gesicht. Hier mußten wir bereits wieder vor Anker gehen, um die leeren Wasserfässer zu füllen, indem in dem kleinen Schiffe gar zu wenig Gelaß für Wasservorrath war. Noch an demselben Tage warfen wir die Anker und hielten uns dann zwei Tage am Lande auf.

Auch diese Insel ist eins der herrlichsten Länder in der Südsee. Bei ihrem nur geringen Umfange konnten wir uns vollkommen mit ihr bekannt machen. Sie heißt mit Recht „das Paradies der Südsee.“ Welch' einen Reichthum an Herrlichkeiten hat die Natur hier ausgesäet! Wozu hier eine beschwerliche Beschäftigung treiben, bei der Schweiß auf die Stirn tritt, wie

es bei Euch Europäern geschieht, wenn Ihr Euer alltägliches Leben fristen wollt? Im Paradiese reicht die Natur Alles! So hier. Der Brotfruchtbaum reckt Jedem seine milden Arme entgegen und spricht: „Nehmet hin!" und der Papier-Maulbeerbaum sorgt für die Kleidung. Aber auch hier ist schon das Paradies im Verschwinden! Wo der Europäer, wo der Missionär, der Handelsmann erst festen Fuß faßt, da kann es nicht lange bleiben. Zuckerrohr-Plantagen fangen an, das Land zu bedecken und den Amerikanern, Engländern und Franzosen Süßigkeit zu liefern. Die Eingeborenen dieser Insel sind groß und ziemlich schön. Das gilt besonders von dem weiblichen Geschlechte mit seinem milden Antlitz und seinen freundlichen Mienen. Die jungen Leute beider Geschlechter sind stets zur Fröhlichkeit, zu Tanz und Lachen aufgelegt, was aber jetzt im Vergleich zu früher nicht mehr in gleichem Grade der Fall sein soll. In der Harmlosigkeit beider Geschlechter gegen einander ist bis jetzt noch nicht die romanhafte Liebe des deutschen Mittelalters; aber das Christenthum wird endlich schon das Seinige dazu thun, daß dieselbe komme. Ich glaube, hier hat noch kein verschmachtender Jüngling die Nacht hindurch gesessen und mit dem bleichen Antlitz nach dem Fenster der Geliebten geschaut. Die Eingeborenen gehören wie die Ureinwohner aller Südsee-Inseln zur malayischen Race; unter dem Einflusse der Missionäre, zuletzt französischer, haben sie ihren alten Gott Rahai verlassen und wandern am Sonntage ernst und andächtig in die Kirche des Kreuzes. — Die an Zahl geringe weiße Bevölkerung der Insel besteht gegenwärtig fast nur aus Franzosen, welche die Insel ihr Schutzkind nennen. Eigentlich herrscht nämlich hier die Königin Pomare, die auch in Europa den Ruf der Schönheit, Bildung, ja selbst einiger Gelehrsamkeit hat. Zum Verlieben aber ist sie nicht mehr; das kann ich versichern. Sie trägt gewiß ihr neuntes Lustrum auf dem Nacken. Ich sah sie selbst nur in der Ferne mit einem melancholischen Gesichte, das ihr

indeß eigenthümlich zu sein scheint. Muß sie denn auch nicht bei dem Hinblicke auf ihr europa-geöffnetes Land den Schmerz des Jeremias empfinden, da er auf den Trümmern von Jerusalem stand? Man sollte meinen, ihr müßte die Bildung von Europa in ihrem Lande willkommen sein, da sie selber doch europäische Bildung hat. (Ob sie freilich über die Anwesenheit der katholischen Seelsorger großes Entzücken empfinde, darüber möchte ich nicht ohne Weiteres entscheiden!). Aber wollte denn Herrmann der Cherusker, der doch auch in Rom erzogen war, die römische Bildung in seinen heimathlichen Eichenwäldern? — Den Sohn der Pomare sah ich ganz in der Nähe und fand in ihm einen freundlichen, sanftmüthigen jungen Mann. —

Nachdem wir während der zwei Tage unserer Anwesenheit in Otaheiti der Brotfrucht und anderen tropischen Früchten tapfer zugesprochen hatten, vertauschten wir dieß Eden wieder mit der offenen, so lebendigen See. — Mein Herz aber ist noch jetzt oft in Otaheiti. Mir gefiel dieß Land während meiner Anwesenheit in so hohem Grade, daß ich den Gedanken faßte, wenn ich außer Amerika noch China, Ostindien, Persien, Arabien, Egypten und Deutschland besucht haben würde, auch vielleicht Fanny noch einmal unter diesem wandelnden Monde gesehen hätte, nach Otaheiti wieder zurückzukehren, um mein unruhiges Leben dort in Frieden zu beschließen.

Auf welche Gedanken geräth man nicht, wenn man den engen Kreis seiner ursprünglichen Heimath mit allen den durch die Gewohnheit theuer gewordenen Personen und Gegenständen verlassen hat, um das ganze Erdenrund zur weiten Heimath zu machen, dabei aber doch dann und wann die Sehnsucht nach einem stillen, freundlichen Erdwinkel sich einstellt! — O, Ernst! wie ganz anders ist es jetzt in meiner Brust, als damals, wo wir in O. hinter unserem Hause auf dem grünen Kirchhofe unter dem Hollunderstrauch spielten und Veilchen und Kräuter zum Umwinden der Ostereier suchten, oder nach dem Vorbilde des

Todtengräbers kleine Gräber gruben, in die wir nachgeahmte Särge aus Lehm versenkten! Wie anders ist es jetzt in meiner Seele, als damals, wo wir jedes Vogelnest um unser Dorf her kannten, und wo es keinen Baum gab — mochte er noch so hoch sein — auf dessen höchsten Zweigen wir uns nicht einmal in unsern blauen Jacken und leinenen, weißen Höschen geschaukelt hätten; als damals, wo uns nur der Appetit um die Vesperzeit nach Hause zu treiben vermochte, um aus der Hand der freundlichen Mutter das fette Butterbrot zu empfangen; als damals, wo es unsere höchste Seligkeit war, wenn uns der herrliche Vater unter seiner Aufsicht auf seinem Pferde sitzen ließ, oder uns zum Bade in den kleinen Fluß führte! O, diese Welt voll Seligkeit ist dahin — für immer dahin! Es rauschen um mich die Wogen des Lebens, und der Sturm treibt das schwankende Schiff — vorwärts! — vorwärts! — —

Während unserer Anwesenheit in Tahiti hatten wir durch ein von den Sandwichs-Inseln angekommenes Schiff in Erfahrung gebracht, daß jene raschen, kurzen Stürme, von denen wir nicht nur in der Cooks-Straße, sondern auch auf der Fahrt bis Tahiti manche Probe gehabt hatten, zwischen den nördlichen Inselgruppen nicht minder stark gewüthet hatten. Um deßhalb die gefährliche Fahrt zwischen den Inseln und Korallenriffen zu vermeiden, steuerten wir wieder südöstlich und umgingen so südwärts die Niedrigen Inseln. Auf dieser Fahrt hatten wir öfters Gelegenheit, die Korallenriffe in ihrer ganzen Farbenpracht unter dem Wasser zu sehen. Der Wind war sehr günstig, so daß wir nach acht Tagen die Niedrigen Inseln, die mit Recht auch die Gefährlichen genannt werden, umgangen hatten und nun wieder nördlichen Curs halten konnten. Bald nahmen uns die Passatwinde auf und brachten uns glücklich über die Linie bis zum achten Grad nördlicher Breite, wo sie uns wieder verließen. Jetzt trat eine gänzliche Windstille ein, welcher am zweiten Tage ein heftiger Nordsturm folgte. Die-

ser hielt Tage lang an und schlug uns ganz aus unserm Curs, so daß wir vier Tage später im Angesichte von Mittel-Amerika oder vielmehr von Panama, zehn Meilen vom Lande ab, uns befanden. Jetzt aber wurde wieder eine vollkommene Windstille, bei der wir uns auch nicht einmal von der Stelle bewegen konnten.

Das Abenteuer, das wir während dieser Windstille erlebten, ist allzu merkwürdig, als daß ich mich nicht weitläufiger darüber auslassen sollte. — Unser Schiff hatte die ganze Nacht hindurch ruhig auf derselben Stelle gelegen, und am folgenden Morgen waren die Aussichten nicht besser. Der Tag schlich langsam hin, die Hitze war zum Ersticken. Auch der zweite Morgen brach ohne ein Lüftchen an. Gegen Mittag wurde es unerträglich schwül. Da überzog sich der Himmel schwarz und dick. Schwere Gewitterwolken thürmten sich von allen Seiten empor und verfinsterten nicht nur die Luft, sondern entzogen auch das Land unseren Blicken, indem sie es wie mit Nacht bedeckten.

Es war drei Uhr Nachmittags. Noch immer rührte sich kein Lüftchen. Da wir mit jedem Augenblicke das Losbrechen des Sturmes fürchteten, hatten wir sämmtliche Segel gerefft und nur die nöthigen Sturmsegel gesetzt. Aller Augen beobachteten den Horizont unter banger Erwartung. Die Frage war, ob der Sturm von der See her losbrechen und uns an die Küste, also in das Verderben, schleudern, oder ob er vom Lande her kommen und uns auf die offene See hinaustreiben würde; in letzterem Falle waren wir gerettet.

Ich stand gerade neben dem Capitän an der Lee-Seite und schaute mit ihm nach dem Lande zu, das wir freilich außer Sicht verloren hatten. Da bemerke ich, wie sich funfzig Schritte vom Schiffe ab leewärts die eben noch so glatte Oberfläche der See aufwellt und aufkräuselt. „Capitän," sage ich, „Glück zu! da springt eine Landbrise auf." „Goddam!" gab der Capitän zur Antwort, nach der bezeichneten Stelle hinschauend, „das ist

eine schlechte Brise; das ist eine Wasserhose!" Wie ein Lauffeuer ging dieß Wort von einem Mund zum andern, und Alles, was Augen hatte, harrte jetzt mit ängstlicher Sorge der Dinge, die da kommen sollten.

Das Wasser, bis dahin nur gekräuselt, war nach wenigen Augenblicken schon in starker Arbeit; es gischte und sprudelte hoch auf, wie von unterirdischem Feuer gekocht. Dann bildete sich in schräger Richtung über der Stelle am Himmel eine weißgraue, bleifarbene, große Wolke, welche sich mit ihrem Mittelpunkte dem Meeresspiegel zu nahen schien. Das Wasser unten kochte und sprudelte stärker, und zwar in einem Umkreise von etwa dreißig Schritt. Außerhalb dieses Kreises war die See todt und spiegelglatt. — Das Getöse in dem Wasserkessel nahm von Augenblick zu Augenblick zu und glich dem Brausen eines großen Wasserfalls. Plötzlich erhob sich aus der Mitte des Kreises, von Nebenwellen hoch umspült, die Wassersäule und eilte mit Windesschnelle der über ihr stehenden Wolke zu; sie reckte sich aus dem Wasser wie der Leib einer riesigen Schlange. Ihr Durchmesser betrug etwa sieben Fuß, ihre Höhe aber schien zwischen vier- bis fünftausend Fuß zu sein. — In diesem gigantischen, gewundenen Cylinder nun wirbelten mit schallendem Getöse die Wasser des Oceans bis zu den Wolken hinauf, Alles, was sich in dem genannten Umkreise an Fischen, Seegras und dergleichen fand, mit sich hoch ziehend. Die übrige Atmosphäre war dabei ohne den mindesten Windhauch und drückend schwül. — Langsam schritt das Ungethüm vorwärts und näherte sich unserem Schiffe; vergebens suchten wir es dadurch zu zerstören, daß wir mit unseren Gewehren und Kanonen hineinfeuerten. Es war jetzt bis auf funfzehn Schritt nahe gekommen; wie konnten wir ihm ohne Wind in den Segeln entgehen? Augenscheinlich schritt es gerade auf unser Schiff zu. Auf diesem begann Verzweiflung sich einzustellen. Die Matrosen, ihrer Religion nach Muhammedaner, zitterten am ganzen Leibe und beschworen alle von ihnen

verehrten heiligen Wesen, selbst den Teufel, den sie Budu nannten, um Hülfe. Am possirlichsten aber betrug sich der Koch. Derselbe war zweimal nach Mekka gewallfahrtet, trug deßhalb den grünen Turban und vertrat bei seinen Glaubensgenossen gewöhnlich die Stelle eines Geistlichen. Er hatte sofort seine Derwisch-Kleidung angelegt und fing nun an, das Ungeheuer unter vielen Gebärden zu beschwören; doch war er wahrlich nicht der Mann, dem Wind und Wellen gehorchten.

Als die Säule sich bis auf zehn Schritt genähert hatte, ließen wir das Schiff mittels des Steuers herumgehen. Ganz aus ihrem Bereiche brachten wir es freilich nicht. Mit Donnergepolter suchte sie unseres Fahrzeuges Hintertheil heim, und, über das Quarterdeck weggehend, wirbelte sie die Bollwerke, das Compaßhäuschen und Alles, was dort lag, mit sich empor; des Capitäns Boot aber, welches an der Außenseite des Quarterdecks seine Stelle hat, brach sie in zwei Stücke, von denen sie uns das eine ließ, während sie das andere verschlang. Den unglücklichen Hintermast drehte sie am ersten Top rund ab, als wäre es eine Rübe, und führte ihn mit seinen Tauen und Raaen den Wolken zu. Wir konnten ihm lange mit den Augen folgen; dann verschlang ihn die unersättliche, bleifarbene Wolke. — Nachdem wir so die Bekanntschaft mit der Wasserhose unter Herzbeklemmung aus einer Nähe gemacht, aus welcher eine solche sicherlich selten beobachtet sein dürfte, hatten wir nach einigen Augenblicken die Herzerleichterung, das Ungeheuer auf der andern Seite des Schiffes wieder in See zu sehen. Es wandelte vielleicht noch vierzig Schritte fort; dann löste es sich plötzlich mit donnerähnlichem Getöse auf.

Noch immer hielt die Windstille an. Um sieben Uhr Abends entlud sich dann das aufgezogene Salzwasser über unserem Schiffe in der Gestalt eines Wolkenbruchs, der eine Viertelstunde anhielt. Die Luken gewährten nicht genug Abfluß, und wir mußten deßhalb drei Fuß tief auf dem Deck im Wasser waten. —

Noch immer war Windstille; aber es begann jetzt von allen Seiten ein starkes Blitzen und Donnern. Gegen zehn Uhr hörte das Gewitter auf. Jetzt endlich empfingen wir einige wenige, aber sehr kräftige Windstöße, welche um elf Uhr einer kräftigen Landbrise Platz machten, mit deren Hülfe wir vom Lande ab und nordwestlichen Curs steuerten.

O, wie wohl war uns nun! Wie in jeder Beziehung reich an Hochgefühl und Seligkeit waren die jetzigen Augenblicke! Hatten wir nicht in der allereigenthümlichsten Gefahr geschwebt, und waren wir jetzt nicht gerettet? Wenn Luther — wie ich mich noch aus den Katechismus-Stunden erinnere — irgend wo sagt: „Ich wollte nicht tausend Gulden nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben", so kann ich mit Wahrheit sagen, daß auch ich nicht tausend Gulden nehmen würde, wenn ich dafür die eben vergangenen Stunden aus meinem Leben verkaufen sollte. —

Endlich verwandelte sich auf dem Schiffe die bis dahin ernste Stimmung erst in Heiterkeit, dann in laute Fröhlichkeit. Ein Glas Grog wurde nach dem andern getrunken, und es regnete eine Menge der witzigsten Anspielungen auf die Wasserhose, die uns doch erst vor so kurzer Zeit so großen Schrecken eingejagt und unsere Gesichter bleich gemacht hatte. — So ist nun einmal der Mensch! Wie am Himmel Sturm und Sonnenschein wechseln, so wechseln die Gefühle in seiner Brust. Heute kann er in einem Trauerhause weinen, und morgen eine Hochzeit feiern helfen. Würfeln muß er immer, nur in der Trauerzeit greift er zu schwarzen Würfeln, als ob er damit den Forderungen eines trauernden Gemüths hinlänglich entspräche. Wer uns in der Nacht und am Nachmittage beobachtet hätte, der hätte meinen müssen, es wären zu beiden Zeiten verschiedene Gesellschaften auf dem Schiffe gewesen.

Die gute Brise hielt mehre Tage an. Ein Nothmast wurde mit aller Hände Hülfe an die Stelle des abgedrehten Hintermastes

gleich am andern Morgen gesetzt, und nach wenigen Tagen sahen wir die südlichste Spitze von Alt-Californien. Dort verließ uns aber der gute Wind. Wir bekamen jetzt NW.-Wind, also den ungünstigsten, und mußten elf Tage lang laviren, wobei wir natürlich nur wenig vorwärts kamen. Am 12. Tage ging der Wind aufs Neue nach Westen, und wir konnten nun wieder nordwestlichen Curs steuern. Drei Tage später befanden wir uns schon San Diego gegenüber. Obgleich wir nur noch 500 Meilen bis San Francisco hatten, sahen wir uns doch genöthigt, hier auf einige Tage anzulaufen. Es fehlte uns nämlich an Trinkwasser. Während der letztvergangenen vierzehn Tage hatten wir schon großen Mangel daran gelitten und nur mit Regenwasser nothdürftig unsern heißen Durst gestillt. Zwar konnte bei gutem Winde San Francisco binnen drei Tagen erreicht, und auf so lange Zeit der Wassermangel allenfalls noch ertragen werden; allein wir mußten doch auch vorsorgend bedenken, daß wir bei ungünstigem Winde leicht noch zwei, ja drei Wochen lang bis Francisco unterwegs sein konnten, zumal bei solchem Winde die vielen Vorsprünge und Vorgebirge der Californischen Küste abzuwettern sind.

Wir gingen also im Hafen von San Diego vor Anker und mußten sogar sechs Tage in dieser Stadt zubringen, da uns widrige Winde an früherem Auslaufen hinderten. Das geschah gewiß zum Aergerniß der alten spanischen Familien San Diego's. Wir jungen Leute vom Schiffe betrugen uns nämlich wie recht ausgelassenes Schiffsvolk, unter fröhlichem Gesang die sonst so stille, ernste Stadt durchziehend. So sehr sich die alten wunderlichen Sennores und Caballeros darüber ärgerten und ennuyirten, so sehr amüsirten wir uns dabei, zumal, da wir bald merkten, daß die jungen, hübschen Sennoritas hinter ihren Gardinen weg nicht so ernst und sauertöpfig wie jene auf uns herabsahen, vielmehr augenscheinlich an dem munteren, heiteren Volke Gefallen fanden, vielleicht bedauernd,

daß sie in unseren Jubel nicht mit einstimmen durften. — Ich selber wäre beinahe in San Diego geblieben. Trotz meiner ausgelassenen Fröhlichkeit war ich nämlich dennoch recht bald der Liebling bei den Alten, und zwar besonders meiner Kenntniß der Spanischen Sprache wegen geworden. Aus einer gewissen Eitelkeit hat der Spanier Nichts lieber, als wenn man sich die Mühe gegeben hat, seine Sprache zu erlernen; namentlich aber liebt er in solchem Falle den Deutschen. So wurde mir denn die Ehre, auf einen Abend von dem Alkalden der Stadt — der Deutsche würde sagen: von dem Oberbürgermeister — eingeladen zu werden, und ich trug sicherlich mit dazu bei, den Abend zu einem recht vergnügten zu machen. Seine zwei schönen Töchter spielten, so weit ich Musikunkundiger es zu beurtheilen vermochte, erträglich den Flügel und sangen dazu mit recht helltönender Stimme. Als ich mich verabschieden wollte, nahm mich der alte Alkalde, ein herzensguter Mann, mit auf sein Zimmer und versicherte mir dort unter vier Augen, daß ich ihm einen Gefallen thäte, wenn ich bei ihm bleiben wolle. Er habe nämlich neben seinem Amte ein großes Handelsgeschäft, worin es ihm aber an einem Correspondenten von solchen Sprachkenntnissen, wie ich sie besäße, fehle. Er biete mir deßhalb, außer freier Wohnung und Kost in seinem Hause, ein monatliches Gehalt von 250 Dollars, also etwa von 340 preußischen Thalern, an. Es wurde mir in der That die Wahl zwischen Francisco und der Annahme des Vorschlags schwer.

Wer weiß, wie glücklich ich geworden wäre, wenn ich dem freundlichen, ehrwürdigen Manne das Jawort gegeben hätte! Aber es siegte meine Neigung zur größtmöglichsten Freiheit und die Hoffnung, im Neu-Californischen Goldgebirge, was irdische Schätze anbetrifft, nicht minder mein Glück zu machen, als in San Diego. Ich dankte daher dem trefflichen Herrn mit jener herzlichen Rührung, die mir sein Wohlwollen

eingeflößt hatte, und trennte mich von ihm nach einem herzlichen Händedrucke.

Das Segel schwoll von Neuem in dem freilich etwas ungünstigen Winde. Nach achttägiger Fahrt, nämlich am 15. October des Jahres 1849, ließen wir Nachmittags um vier Uhr im Hafen von San Francisco die Anker fallen.

VI.

San Francisco in Neu-Californien. — Der Weg nach dem Goldgebirge.

Wir lagen also im Hafen von San Francisco. — Dieser Hafen ist wohl der größte in der Welt, denn er hat jedenfalls Raum für sämmtliche Schiffe aller Nationen auf der Erde. Sein Anblick ist zwar nicht so sehr reizend, aber er ist großartig. Bei seiner großen Ausdehnung mit vielen kleinen Inseln übersäet, stellt er gleichsam das Mittelländische Meer im Kleinen dar. Auf allen Seiten wird er von ziemlich hohen, doch meist ganz kahlen, dürren Bergen umschlossen; nur zur Rechten von dem einpassirten Schiffe aus, und zwar da, wo die Stadt liegt, zeigt sich etwas grünes Dorngesträuch. — Als wir ankamen, ankerten bereits Hunderte von Schiffen hier. Sie trugen übrigens Nichts zur Belebung des Hafens bei, sondern vermehrten nur das trostlose Bild seiner Oede und machten den Gegensatz dieser Bucht zu den anderen, so lebendigen Häfen der Erde recht fühlbar. Statt der wehenden Flaggen, der geschäftigen Matrosen in den Takelwerken, sah man hier kein Segel in der Brise wehen; die Taue hingen ohne Ordnung um die Maste; bei vielen Schiffen waren selbst die oberen Maste abgenommen, und die unteren Stumpfen glichen alten Bäumen. Selten sah man ein Gesicht

über dem Bord; denn alle Schiffe waren verlassen, der Capitän wie die Matrosen waren in die Minen gelaufen. — O, was ist doch der Mensch! Mehr als die Hälfte seines Ichs sind ihm die Güter dieser Welt! Um ihretwillen ist er im Stande, alles Andere zu vergessen. Nimm ihm seinen irdischen Reichthum, und Du hast ein elendes Wesen aus ihm gemacht! Das Gold treibt ihn um den Erdenball und läßt ihn jede Gefahr, jede Bequemlichkeit verachten. Das Gold zerstört ihm den Sinn der Freundschaft und nimmt seinem Gemüthe die Heimathliebe. Das Gold macht ihn kriechend und hochmüthig. Das Gold erzwingt Gehorsam und hebt allen Gehorsam auf. Um Goldreichthum zu sehen, kam die Königin von Saba zu Salomo. Gold ist es, wonach die Diebe graben und stehlen. Gold bringt auf den Thron und in den Kerker. Gold macht Freunde vor den Augen und hassende Herzen. Gold ziert den Hals, den Busen und die Finger, und daneben geht der Elende am Bettelstabe. —

Nur auf den neuangekommenen Schiffen zeigte sich Leben, war es auch nur das Leben der hastigen Eile. Jeder der Passagiere suchte mit seinem Gepäck früher als der andere in das Boot zu kommen, das zur Stadt führte; jeder verlorene Augenblick schien allzu kostbar und unersetzlich zu sein.

Ich hatte mich mit Clausen in der Art für Californien verbunden, daß der Gewinn an Gold, den wir hier machen würden, in gleiche Theile unter uns gehen sollte. Mit unserer gemeinschaftlichen Kasse sah es freilich für den Augenblick sehr traurig aus. Ich hatte von dem Gelde, das mir Clausen auf Neu-Seeland geliehen, noch einen und einen halben Schilling; Clausen besaß von den 21 Pfund, mit denen er aus Neuholland abgesegelt war, nur noch 5 Pfund. Die übrigen 16 Pfund hatten wir während der Reise nach und nach an den Mann gebracht.

Die Nacht nach unserer Ankunft in dem Hafen brachten wir noch am Bord zu. Am andern Morgen aber führte

uns das schwankende Boot zur Landungsstelle vor der Stadt. — Die Stadt Francisco hatte zur Zeit, als wir hier eintrafen, noch ein ziemlich wildes Ansehen. Obgleich schon mit 40,000 Einwohnern bevölkert, bestand sie doch meist nur aus Zelten. Jedes dritte Zelt aber war sicher ein Gasthaus. Die Straßen sind trocken und sandig. Die darin herumwogenden Menschenhaufen sorgen dafür, daß die Staubwolken nie aufhören.

Um uns freier in der Stadt bewegen zu können, warfen wir, Clausen und ich, unsere wollenen Decken und die wenigen Kleidungsstücke, die wir nicht auf dem Leibe trugen, in den ersten besten Straßenwinkel. — Aber wurden sie denn dort nicht gestohlen? O, nein! Vor Diebstahl ist man in San Francisco vollkommen sicher; es steht nämlich bis jetzt noch die Todesstrafe darauf. Nicht so sicher ist man vor Mord, der von den Gerichten kaum beachtet wird. So unglaublich dieß Euch in Deutschland erscheinen mag, so natürlich läßt es sich aus dem Charakter der hiesigen Einwohnerschaft erklären. Die Sicherheit des Eigenthums muß in einem Lande wie Californien vor allen andern Dingen geschützt sein; zu jeder Art von Vertheidigung desselben muß man hier das Recht haben. Der Mord wird deßhalb vom Gericht leicht so angesehen, als ob er zur Vertheidigung des Eigenthums vollbracht sei. Wenn mich daher Jemand auf irgend eine Weise angreift, und ich ziehe meine Pistole und schieße ihn über den Haufen: so heißt es von mir, ich habe das meiner Vertheidigung halber thun müssen. — Ich werde alsdann sofort frei gesprochen.

Zur Erläuterung Dessen, was ich eben sagte, erzähle ich folgende Begebenheit, die sich während meiner Anwesenheit in San Francisco zutrug.

Es kam ein französischer Gastwirth zum Alkalden und beschwerte sich darüber, daß ein mit einer Pistole bewaffneter Matrose täglich in sein Haus trete und sich einige Glas Brandy geben lasse, dann aber, ohne seine Rechnung zu bezahlen, wie-

der davongehe. Als er, der Wirth, sich endlich geweigert, dem Eindringlinge ohne Bezahlung noch weiter Getränke zu verabreichen, habe dieser gedroht, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Ohne ein Wort zu erwiedern, ergreift der gerade mit andern Dingen beschäftigte Alkalde seinen Revolver — das ist eine Pistole, die mit sechs hintereinander abzufeuernden Schüssen geladen werden kann — und giebt ihn dem Franzosen. Dieser sieht den Alkalden verwundert an und fragt, was er mit der Waffe beginnen solle? Nicht minder erstaunt erwiedert der Alkalde: „Ich glaubte, wenn Du Dich ruhig beleidigen läßest, so geschehe es, weil Du keine Waffe habest. Nimm nun diese, und wenn Du damit den schuftigen Kerl niedergeschossen hast, so gieb sie mir zurück!" — Derselbe Alkalde verurtheilte jeden Dieb, der vor ihn gebracht wurde, sofort zum Tode durch den Strang.

Wie ich bereits oben angemerkt habe, ist in San Francisco ziemlich jedes dritte Haus ein Gasthaus. Aber jedes Gasthaus ist auch zugleich ein Spielhaus. In allen Ecken stehen Hazardspiel-Tische. Alle nur denkbaren Glücksspiele werden hier gespielt, vom „Roulette" an bis zum „Vingt un." Am meisten bevorzugt ist ein Spiel, welches man hier „Monte" nennt, ein Mittelding zwischen „Pharao" und „Landsknecht." Ganze Haufen von Gold- und Silbermünzen, sowie von Golddunst sieht man auf den Tischen liegen, um welche sich die Menge drängt. Man bietet Alles auf, um den nächsten Platz am Tische zu haben. Leute, die ihrer zerlumpten Kleidung wegen in Deutschland von der Polizei auf der Straße aufgegriffen werden würden, sieht man hier goldgefüllte Beutel ziehen und Hunderte von Dollars auf eine Karte setzen. Dort geht Jemand arm zur Thür hinaus, der reich hereingekommen war; das in den Minen sauer erworbene Vermögen war binnen wenigen Stunden verspielt. Der Unglückliche kehrt nach den Minen zurück. Dadurch aber läßt sich sein Camerad nicht abhalten, ruhig weiter zu

spielen; höchstens lacht er dem Abgehenden nach. Horch! es wird laut! Jemand hat wahrscheinlich den Gewinn einer fremden Karte eingestrichen; Messer blinken, ein Schuß fällt! Mit lauter Stimme schreit in seinem Kauderwelsch der Bankhalter: „Don't make such bruit, you damned rascals!“ d. h.: „Nicht solches Geräusch machen, Ihr verdammten Spitzbuben!“ und das Spiel geht den alten Gang fort. Der Verwundete wird hinausgeschafft, der Thäter spielt ruhig weiter.

In ein solches Spielhaus mit Clausen hineintretend, dachte ich bei mir, es könne Nichts schaden, wenn ich für mich und Clausen einige Dollars gewönne und damit unserer armen Kasse in Etwas aushülfe. Clausen lieh mir das Geld, und ich fing an zu spielen. Ich hatte Glück. In kurzer Zeit gewann ich so viel, daß ich nicht nur für uns Beide bezahlen konnte, was wir während des Tages an Speisen und Getränken zu uns nahmen — und wir lebten nicht schlecht, indem selbst mancher Champagnerflasche der Hals gebrochen wurde — sondern auch am späten Abende noch 23 Dollars übrig hatte. — Es sei hier gleich bemerkt, daß der Dollar, eine Silbermünze, etwa einen und einen halben preußischen Thaler, genau 1 Rthlr. 13 Sgr., an Werth hat. — Gegen elf Uhr Nachts suchten wir unsere wollenen Decken auf und legten uns, in dieselben warm eingehüllt, in einem Straßenwinkel zum Schlafen nieder. Wie sanft hätte ich statt dessen in San Diego schlafen können!

Am anderen Morgen traten wir zunächst an einen der vielen auf der Straße frei stehenden Tische, auf denen einladend der Kaffee dampfte. Wir tranken Jeder eine Tasse, was zusammen einen halben Dollar kostete. Dann sprach ich zu Clausen: „Laß uns die Stadt durchstreifen! Ich will sehen, ob ich Nichts verdienen kann. Denn Das sehe ich schon: in diesem verdammt theuern Lande haben wir vor allen Dingen Geld nöthig. Mit

unserem Vorrath davon kämen wir ja noch nicht einmal bis zu den Minen!“

Es währte nicht lange, so trafen wir einen Deutschen. Derselbe war nicht lange vor uns mit Uhren, Glaswaaren und dergleichen Dingen aus Europa angekommen, um seine Güter hier für einen hohen Preis zu verkaufen. Er selbst aber besaß allzu wenig Handels-Routine, um seine Sachen angemessen los zu werden, und klagte uns deßhalb seine Noth. „Freund!“ gab ich zur Antwort, „gebt mir 20 Procent, und ich verkaufe Euch alle Eure Kostbarkeiten.“ Freudig schlug der Landsmann ein, und ich hatte bereits in zwei Tagen so viel verkauft, daß ich für meine Person 47 Dollars dabei als reinen Verdienst betrachten konnte. „Wir wollen hier schon durchkommen!“ sprach ich deßhalb zu Clausen; „es wird sich gewiß noch mehr Verdienst finden.“ — Und so geschah es in der That.

Es war am vierten Tage unseres Aufenthalts in San Francisco, als wir mit dem Supercargo unseres Schiffes Mazeppa in den Straßen der Stadt zufällig wieder zusammentrafen. Dem Manne, welcher mit mehren hiesigen spanischen und französischen Handlungshäusern Handelsgeschäfte abzuschließen hatte, fehlte es an einem Dolmetscher. Ich übernahm es für 20 Dollars Belohnung und 7½ Dollars Zehrgeld, „in fremden Zungen“ für ihn zu reden und besorgte seine Geschäfte zu seiner Zufriedenheit.

Jetzt glaubten wir, Geld genug zu besitzen, um nach den Minen kommen zu können. Wir hatten nämlich im Ganzen 98 Dollars. Deßhalb nahmen wir in einem kleinen Schooner, d. i. einem zweimastigen Fahrzeuge, welches am nächsten Tage nach Stocton abzugehen im Begriff stand, Passage, welche Jeder mit 14 Dollars zu bezahlen hatte, und kauften uns für 12 Dollars Cognac und Mundvorrath für die dreitägige Reise.

Aber selbst von dieser Fahrt hatte ich noch Verdienst. Ich wandte mich nämlich am Nachmittage vor der Abfahrt an den

Eigenthümer des Schiffes, einen Franzosen, und sprach zu ihm: „Herr Capitän!“ — ein Wort, das ihm schon schmeichelte — „gebt mir für jeden Passagier, den ich Euch bis morgen noch verschaffe, Einen Dollar.“ — Das ging der Mann ein. Ich aber durchstrich die Stadt und hatte bei der Abfahrt noch siebenzehn Passagiere zusammengebracht, die mir eben so viele Dollars einbrachten, so daß ich nicht nur die Passage umsonst, sondern noch fünf Dollars darüber hatte. Freilich war in den letzten Tagen noch manches Geldstück bei dem theuern Weine und den theuern Speisen aufgegangen. Ich bemerkte hier gleich, daß sich unter den siebenzehn von mir zusammengetrommelten Passagieren vier Deutsche befanden, und zwar waren dieselben aus Blankenburg, in der Nähe von Halberstadt.

Am festgesetzten Morgen segelten wir von San Francisco ab und waren drei Tage darauf in Stocton.

Ueber diese Reise bemerke ich Folgendes: Sie zeichnet sich im Allgemeinen durch eine große Monotonie aus. So lange man noch in der Bai ist, hat man wegen der gebirgigen Umgebung derselben keine größere Fernsicht ins Land. Dann kommt man in den Fluß Sacramento, und nach einer kurzen Fahrt auf demselben biegt man nach SO. in den San Joaquim ein. Dieser letztere Fluß strömt durch einen unabsehbar großen morastigen Plan; seine Ufer sind mit 20 Fuß hohem Rohr und Schilf bedeckt, so daß man durchaus keine Fernsicht genießt und wie zwischen zwei Mauern dahinfährt. Abwechselung gewähren einigermaßen nur die zu Hunderten aus dem Flusse aufspringenden Lachse, so wie die durch das Schiff aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Pelicane und andere Wasservögel. Auch kann man sich des Nachts die Zeit sehr anmuthig mit den Mosquitos vertreiben, mit denen man bedeckt ist. Diese einen halben Zoll langen Thiere, sowie die heißen Tage mit der brennenden Sonne und die kalten, feuchten Nächte machen die Fahrt auf dem San Joaquim zu einer höchst unangenehmen, und dieß um so mehr,

als man sowohl das Wachen, als das Schlafen auf dem Verdecke abzumachen gezwungen ist.

Stocton ist jetzt eine schon ziemlich bedeutende Stadt; als wir zum ersten Male dort ankamen, glich sie aber nur einem großen Lagerplatze. Die wenigen Zelte, welche vorhanden waren, konnten die Menge der anwesenden Menschen nicht fassen. Diese schliefen zu Tausenden, in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel. —

In Stocton machten wir die Bekanntschaft von noch vier neuen Landsleuten, die hier schon mehre Tage auf Fuhrgelegenheit zu den Goldminen gewartet hatten. Wir waren demnach jetzt zehn Deutsche, wenn wir uns zusammen rechneten. Ich will die Namen derselben mittheilen. Zuerst nenne ich die vier Blankenburger, die ich in Francisco für den Schooner geworben hatte; sie heißen: Opitz, Nickel, Winkler und Bauer. Jetzt kommen die vier neuen Bekannten von Stocton: Paulsen aus Bremen, Ballenstedt aus Schöningen bei Helmstedt, Martius aus Baiern, Hammerschmidt aus Westphalen. Dann kommt Clausen aus Glückstadt, mein alter Freund von Adelaide her. Wie einst Jacob, so beschließt meine Wenigkeit den Zug. — Die erstgenannten acht waren noch ziemlich unbekannt mit der Art und Weise, wie man sich in einem Lande, wie Californien, durchzuhelfen hat. Da auch Clausen nicht zugriff — denn er ist indifferent gegen kleine geschäftliche Besorgungen — so fiel auf mich das Amt, für die gesammte Gesellschaft den Allesbesorger zu machen. Ich mußte kochen und dolmetschen, und obenein sollte ich auch für das Fuhrwerk nach den Minen sorgen. Drei lange Tage mußten wir in Stocton unthätig liegen, ehe ich ein solches Fuhrwerk fand. Der Besitzer desselben forderte für je 100 Pfund Fracht 15 Dollars. Nun hatten zwar Clausen und ich nur 60 Pfund Gepäck; aber die übrigen acht Landsleute, nach ächt

deutscher Weise mit unnöthigen Sachen überladen, führten 800 Pfund bei sich. Daraus erwuchs indessen Clausen und mir ein Vortheil, indem ich unsere 60 Pfund als freigehendes Gut mit einzuhandeln wußte.

Der Weg von Stocton in's Goldgebirge, den man mit Maulesel-Fuhrwerken zurückzulegen pflegt, geht zunächst bis zum Macholme-Hill (Macholme-Hügel), wo man abgesetzt wird; er mißt bis dahin 50 Meilen. Wir versahen uns für die beschwerliche Reise auf mehre Tage mit Mundvorrath und fuhren endlich ab. Leider hatte ich am Abende vor unserer Abfahrt noch unglücklich gespielt und fast Alles verloren, was ich in Francisco erworben hatte. Es blieben Clausen und mir nur noch fünf Dollars zur Reise—

Um von Stocton nach dem Macholme-Hill zu kommen, hat man erst eine große, sehr fruchtbare Ebene zu durchschneiden. Diese ist mit einzelnen dicken Eichen bestanden und trägt mannshohes Gras, worin sich unzählbare Antilopen, Hirsche und Elenthiere aufhalten. Nach dieser Ebene überschreitet man den Celuveres und befindet sich am Fuße des Gebirges, von wo es aber noch ziemlich weit zum Macholme-Hill ist. Hier auf dem Macholme-Hill trifft man auf die erste Gold-Mine.

Nachdem wir unterwegs nur einmal eine Axe zerbrochen hatten, die indessen durch einen Baumstamm bald wieder ergänzt wurde, kamen wir drei Tage nach unserer Abreise von Stocton auf dem genannten Hill an. — Clausen und ich hatten, da wir hier und da auf der Reise noch Manches ausgegeben, nur noch Einen Dollar in der Tasche. — „Der wird uns auch nicht glücklich machen!“ sprach ich zu Clausen. „Komm, laß uns in den Store gehen; wir wollen Jeder ein Glas Brandy dafür trinken, denn wir haben zunächst einer kleinen Stärkung nöthig. Was weiter anzufangen ist, das wird sich ja finden.“

Gesagt, gethan! Nachdem wir unseren Brandy getrunken hatten, waren wir zwar in dem Goldlande, aber ohne einen Heller in der Tasche, ohne Handwerkszeug zum Goldgraben, ohne Mundvorrath, ohne Obdach. Nichts weiter konnten wir unser Eigenthum nennen, als die werthlosen wollenen Decken und einige Kleidungsstücke, die wir mitgebracht hatten.

VII.

Das Goldgebirge Neu-Californiens nach seinen verschiedenen Beziehungen.

Bevor ich in der Erzählung meiner persönlichen Schicksale fortfahre, gebe ich erst eine Schilderung des Neu-Californischen Goldgebirges nach seinen verschiedenen Beziehungen. Eine solche Schilderung ist theils von allgemeinerem Interesse, theils ist sie als Vorbereitung zum Verständnisse meines Lebens und Treibens in diesem Gebirge nothwendig. Ich werde daher das Gebirge schildern zunächst nach seiner natürlichen Beschaffenheit; dann in seiner Beziehung zur Goldgräberei; endlich in Beziehung auf die socialen Verhältnisse seiner aus so vielen Ländern der Erde zusammengeströmten Bewohner. —

Folgende Bemerkungen werde ich indessen dieser Schilderung noch vorausschicken müssen:

Erstens: Sie wird vielleicht Manches enthalten, was in den späteren Abschnitten wiederholt wird. Aber selbst auf die Gefahr der Wiederholung hin habe ich dieß der Vollständigkeit meiner Zusammenstellung wegen doch auch hier mittheilen wollen.

Zweitens: Manches Andere wird sie, um nicht vorzugreifen, noch nicht enthalten. Ich rechne hierher vorzugsweise Vieles,

was auf die socialen Verhältnisse im Gebirge, wie im ganzen Lande Bezug hat. Diese haben sich nämlich während meines Aufenthalts hier bedeutend verändert, und ich lasse deßhalb am Besten erst bei der weiteren Erzählung meiner Fata in diese Veränderungen hineinschauen. Hier werde ich nur theils Das geben, was geblieben ist und überhaupt den Charakter des Stabilen hat, theils Das, was ich bei meiner Ankunft vorfand.

---

1. Das Gebirge nach seiner natürlichen Beschaffenheit.

Das Neu-Californische Goldgebirge bedeckt einen sehr beträchtlichen Raum des Neu-Californischen Gebietes und ist selbst uns, die wir doch darin wohnen, keineswegs in allen seinen Theilen bekannt; namentlich bildet es nach Osten zu für uns ein wahres Utopien.

Ueber seine Lage ist Folgendes zu bemerken:

Wenn man von der Francisco-Bai aus in ONO.licher bis O.licher Richtung eine Strecke weit auf dem San Sacramento, der sich hier, wie schon oben angedeutet wurde, auf beiden Ufern in einen seeartigen, mit Rohr und Schilf bedeckten Morast erweitert, hinaufgefahren ist, so biegt zur Rechten der San Joaquim oder St. Joachim nach SO. ab, während der Sacramento bald darauf fast in einem rechten Winkel die Biegung nach N. mit ein wenig Hinneigung gegen O. macht. Auf der Ostseite beider Flüsse liegt das Gebirge, von diesen selbst nur durch eine nicht sehr breite Ebene mit hohem Grase getrennt. Ich habe bereits früher erwähnt, wie wir diese Ebene, als wir uns von Stocton am St. Joachim aus in das Gebirge begaben, zu durchschneiden hatten. Wo im Osten das Gebirge aufhöre, vermag ich nicht näher zu bestimmen.

Das Gebirge selbst ist reich an längeren Gebirgszügen, Bergen, Hügeln, Schluchten, Bergspalten und Thälern, sowie an Gießbächen, Waldbächen und Flüssen. Eben für das fließende Wasser im Gebirge sind bei uns hier in Californien die Begriffe genau und bestimmt ausgebildet, da sie in der engsten Beziehung zur Goldgräberei stehen. Kommt ein Bach vom Gipfel eines Hügels oder Hill in einer von ihm selber ausgehöhlten Schlucht herunter, so wird er Gush genannt, welchem Worte das deutsche Wort Gießbach vielleicht am Besten entspricht. Man redet übrigens auch da von einem Gush, wo bloß das Bette vorhanden ist, welches nur zu gewissen Zeiten ein Wasserweg wird. Der größere Bach, welcher die Gush's aufnimmt, also schon in tieferen, mit den erstgenannten Bergspalten transversal laufenden Thälern rinnt, heißt Creek. In Bezug auf dieses Wort bemerke ich, daß man in Alt-England einen Meerbusen, bisweilen auch wohl einen kleinen Hafen mit ihm bezeichnet; bei uns hier wird es aber zur Bezeichnung der genannten kleinen Wald- oder Bergflüsse gebraucht. Der Creek mündet ferner in den Fleet oder größeren Gebirgsfluß, der in den breiteren, größeren und tiefsten Thälern fließt. Der Fleet endlich giebt sein Wasser entweder dem St. Joachim oder dem San Sacramento ab, nachdem er die Grasebene vor dem Gebirge durchschnitten hat. Einem solchen Fleet sind wir bereits oben in dem Celuveres begegnet. — Der Wasserreichthum in diesen Bächen und Flüssen ist in den verschiedenen Jahreszeiten und auch bei verschiedener Witterung verschieden. Im Sommer trocknen oft die kleineren Bäche ganz aus, und selbst die größeren Flüsse werden wasserarm. Im Frühling aber, wenn sich der Schnee auflöst, vermögen die Ufer das Wasser oft nicht zu fassen. Auch bei einer andauernden Regenzeit stellt sich die gleiche Erscheinung ein. Mir ist es wenigstens begegnet, daß ich mit meinen Gefährten einen Fleet überschritten hatte, um jenseit desselben neue Goldminen zu ermitteln, und nun des in-

zwischen angeschwollenen Flusses wegen nicht wieder zurückkonnte, vielmehr Tage lang am jenseitigen Ufer auf das Sinken des Wassers warten mußte, wovon ich zu seiner Zeit erzählen werde. —

Das Klima ist im Sommer mitunter drückend heiß, auch fehlt es nicht an Gewittern; im Winter aber bekleiden sich die Berge mit Schnee, und das Schneegestöber, mit Regen untermischt, ist oft sehr unangenehm. In den Zwischenjahreszeiten, und auch wohl im Winter, fehlt es nicht an heftigen Stürmen, ja, Orkanen, wovon ich ebenfalls ein trauriges Beispiel anführen werde. Der April und Mai ist aber im Ganzen sehr wonnig.

Das Gebirge trägt die deutlichsten Spuren des vulkanischen Ursprungs. An der Oberfläche, namentlich in den höheren Theilen — denn ich bemerke gleich hier, daß das Gebirge an seinem Fuße stellenweis sehr steril ist; so fanden wir es an der Stelle, wo man vom Celuveres aus hineinkommt; hier war der Boden mit weißen und rothen Quarzsteinen übersäet, und so blieb es in den langsam ansteigenden Thälern bis zum Macholme-Hill hin — an der Oberfläche, namentlich in den höheren Theilen, trägt es zwar schwarze, fette Dammerde, die einen bis zwei Fuß Tiefe hat und jeder Art von Vegetation günstig ist. Räumt man aber diese hinweg, dann ist man im Reiche Vulkan's. Man trifft dann zunächst auf eine Schicht verbrannter vulkanischer Asche, verbrannten Triebsandes, vermengt mit einzelnem größeren Gesteine. Die Gesteine in dieser Schicht sind durch halbverbrannten Thon so zusammen gekittet, daß sie Eisenschlacken gleichen, und so hart, daß man sich nur mit Hülfe von Brechstangen und dergleichen Instrumenten, den Schweiß im Angesichte, hindurcharbeiten kann. Hat man diese Schicht, die gewöhnlich zwischen 5 und 25 Fuß, bisweilen aber selbst mehr als 50 Fuß Tiefe mißt, durchgraben: so kommt man auf den sogenannten Grundfelsen oder Ledge, den eigentlichen Plutus; denn er ist der Träger des Goldes, mag

dasselbe nun in dem Schutte über ihm, oder in seinen Spalten liegen. Aber auch dieser Grundfelsen selbst ist ein halb verbranntes und gleichsam vermodertes Gestein.

Was die Vegetation des Gebirges anbetrifft, so sind seine Berge mit Eichen, Cedern, mächtigen Tannen und derartigen Bäumen ziemlich dicht bewachsen, und unter denselben ist Grasreichthum. Die fette Dammerde giebt den trefflichsten Gemüse- und Küchengarten. Ich habe mir neben meinem Blockhause ein Gärtchen angelegt, in welchem ich den besten Kohl, dicke Rüben, treffliche Erbsen und Bohnen und üppigen Salat ziehe. Ich werde auf dieß Gärtchen noch einmal zurückkommen. —

An nützlichen Thieren sind im Gebirge: Antilopen, Rehe, Elenthiere, Hirsche; selbst der gefährliche Bär, der Baribal, der oft ein Erstaunen erregendes Gewicht hat, ist mit seinem brauchbaren Fett hierher zu rechnen. Auch der kleine Waschbär, der nur bei Nacht seinen Schlupfwinkel verläßt und dann auf Raub ausgeht, wie es in der Bibel von den wilden Thieren überhaupt heißt, dessen Fleisch aber für den Gaumen des Menschen einen sehr angenehmen Geschmack hat, wird häufig hier angetroffen. Außerdem giebt es noch manche Arten von Wasservögeln, namentlich Möven-Arten, die dem Gebirgsbewohner eine erwünschte Speise sind. Aber auch noch von anderen, nicht gerade nützlichen, vielmehr oft sehr lästigen und gefährlichen Thieren regt es sich hier im Gebirge. Zwar die mancherlei Arten von kleinen Wölfen, denen man hier begegnet, hat der Mensch nicht zu fürchten; sie sind wie gezähmt. Aber der Panther erhebt nicht selten in den bewohnteren Theilen des Gebirges sein Gebrüll. Das Stinkthier vertreibt den Menschen mit seinem Wasser. Die Klapperschlange macht das Schlafen im Freien unsicher. Der Mosquitos und der Taranteln kann man in den tieferen, wärmeren Thälern, an den größeren Flüssen sich oft nicht erwehren.

2. Das Gebirge in seiner Beziehung zur Goldgräberei.

Für uns, die wir im Gebirge hausen, ist die Beziehung desselben zur Goldgräberei die wichtigste und vornehmste. Ich beginne meinen Bericht darüber mit der Bemerkung, daß man die Minen in nördliche und in südliche eintheilt. Die nördlichen sind in demjenigen Theile des Gebirges, welcher neben dem Sacramento hinläuft, die südlichen aber befinden sich am San Joachim. In dieser ganzen Länge wird Gold gesucht, ohne daß man dabei bis jetzt — nach Osten zu — tief in das Gebirge hineingedrungen wäre. Ich habe indessen hierzu bereits mehrmals den Versuch gemacht und hoffe, den Schauplatz des Suchens allmählig doch noch mehr nach Osten zu verlegen. Ziemlich tief hinein liegt wenigstens schon mein Mosquito-Gush.

Das Goldgraben oder Golddigen — „to dig“ heißt nämlich im Englischen „graben“ — zerfällt in zweierlei Arten, indem man „Trockenes Digen“ und „Nasses Digen“ unterscheidet. Ich handle zunächst von dem Trocknen Digen, und darauf von dem Nassen.

Das Trockene Digen geschieht neben oder in den Gush's und Creek's und heißt in den meisten Fällen mit Unrecht „Trockenes Digen.“ Nur bisweilen und stellenweis arbeitet man dabei nämlich im Trocknen; gewöhnlicher hat man mit Wasser zu thun. — Fast sämmtliche Gush's und Creek's des ungeheuren Gebirges haben Gold, freilich bald in größerem, bald in kleinerem, oft nur in sehr geringem Maße. Es giebt unter ihnen viele, die so wenig Gold liefern, daß es nicht der Mühe werth ist, sie zu bearbeiten. Hat aber ein Gush oder ein Creek einmal Gold, so findet es sich gewöhnlich in seinem ganzen Laufe. Dabei folgt es aber keineswegs immer diesem seinem Laufe, sondern es verhält sich damit vielmehr folgender-

maßen. Das Gold läuft in einer verfolgbaren Ader fort. Diese Ader liegt auf dem Grundfelsen oder Ledge. Oft läuft sie nun allerdings unter dem herabrinnenden Bache hin, oft aber biegt sie auch in seine Ufer oder Bänke ab. Dieses Abschweifen rührt jedenfalls von dem früheren Laufe des Baches her, welchen vulkanische Revolutionen oder Bergstürze abänderten. Es gehört nun zur Wissenschaft des Goldgräbers, der Ader fortwährend folgen zu können. Zuweilen hat dieß in der That seine Schwierigkeit, indem die Ader oft mehre Schritt weit unterbrochen wird und dann ihre frühere Richtung wieder fortsetzt, oft auch plötzlich abbricht und in einem der Ufer fortfährt, oder unvermuthet von dem einen Ufer auf das entgegengesetzte hinüberspringt. Schwierig ist dieß besonders auch mit deßwegen, weil meistens erst tief nach dem Golde gegraben werden muß, die Oberfläche des Bodens also keine Andeutung von der neuen Richtung der Ader giebt. Die Ader selbst hat durchschnittlich die Breite von 2 bis 5 Fuß. — Das Zutagefördern des Goldes selbst geschieht meistens auf sehr beschwerliche Weise. Man muß nämlich Gruben graben, deren Tiefe oft recht beträchtlich ist. Es ist bereits erwähnt, daß der Grundfelsen gewöhnlich 5 bis 25 Fuß unter der Erdoberfläche liegt, daß er doch aber auch bis zu 50 Fuß und darüber unter derselben liegen kann. Nachdem nun die schwarze Dammerde abgehoben ist, hat man die zweite, oben beschriebene Schicht zu durchbringen, die oft selbst den Brechstangen nicht weichen will. Wie aber dann, wenn man in unglücklichem Falle 50 Fuß tief hinunter gearbeitet hat und findet den Ledge ohne das vermuthete Gold? Unbequem ist es namentlich, daß man immer mit verschiedenartigen Werkzeugen arbeiten muß; bald nämlich mit dem Brecheisen, um die Schlacken zu durchbrechen; bald mit der Schaufel, um den losgehauenen Schutt aus der Grube zu werfen; bald wieder mit dem Schutteimer, wenn man tiefer gekommen ist, und der Schutt deßhalb in die Höhe gewunden

werden muß; bald endlich mit der Wasserpumpe, denn gewöhnlich hat man, so bald die Grube einige Fuß tief geworden ist, mit Wasser zu kämpfen, welches meist so stark von allen Seiten hereinquillt, daß oft selbst die Pumpe kaum zur Beseitigung desselben ausreicht.

Bei längerer Uebung merkt der Goldgräber es in der Regel bald, wann er sich dem Grundfelsen nähert. Ist derselbe in der Nähe, so fängt er an, Acht darauf zu haben, daß er nicht Golderde mit wegwerfe. Der Vorsichtigere untersucht deßhalb von Zeit zu Zeit die Erde, indem er davon eine Pfanne voll — das ist etwa einen halben Eimer voll — wäscht. Sobald eine Pfanne voll Erde oder Asche oder Sand oder Triebsand einen Viertel- oder einen halben Dollar Gold enthält, so beginnt er, die Erde bis auf den Grundfelsen hin auszuwaschen, zu welchem Zwecke er die Waschmaschine bei sich hat. Je näher er dem Grundfelsen kommt, desto reichlicher wird gewöhnlich der Fund. Häufig liegt das Gold nicht im Schutt über, sondern dicht auf dem Grundfelsen, oft sogar ist es vermöge seiner Schwere in die kleinen Spalten desselben gesunken. In diesem Falle muß man noch den Grundfelsen, und zwar nicht selten bis zur Tiefe von 2 Fuß, zerschlagen und hat dann oft die reichste Ernte. So wusch ich z. B. vor fünf Wochen aus Einem Eimer voll zersplitterten Grundfelsens 355 Dollars oder 1 Pfund 10 Unzen und 3 Dollars reines Gold. In anderen Fällen ist das Gold in dem Schutte von oben an bis zum Grundfelsen hin gleichmäßig vertheilt, und man muß deßhalb diesen ganzen Schutt durchwaschen. Noch bemerke ich, daß sich die Gulsh's und Creek's genau genommen nur im Winter und im Frühjahr gut bearbeiten lassen, indem sie dann das zum Goldwaschen erforderliche Wasser führen. Will man sie im Sommer bearbeiten, so hat man zwar in den Gruben und Löchern nicht die Wassersnoth durch das hereinquillende Wasser, wohl aber die andere Wassersnoth, daß nämlich das Wasser zum Waschen

fehlt. Man hilft sich dann entweder so, daß man die Erde mit dem Messer zerschneidet und zerstückelt und darauf das Gold ausliest; oder man nimmt nur die größeren, in die Augen fallenden Goldstücke heraus, hebt die Erde selbst aber bis zum Winter auf, um sie alsdann bei gehöriger Muße sorgfältig auszuwaschen.

Das „Nasse Digen" geschieht bei denjenigen größeren Gebirgsflüssen, in deren Betten und Sandbänken, an deren Ufern man das Gold findet. Gewöhnlich wird dem Flusse dann ein anderer Lauf gegeben, um sein Bett, das durchschnittlich reicher ist, als das Ufer, ausdigen zu können. Das Gold liegt hier nicht, wie bei den Creek's, in einer Ader, sondern ist zerstreut. In der Regel lohnen diejenigen Plätze am besten, wo der Grundfelsen tief liegt und viele Splittern hat. Nicht selten indessen giebt auch der Felsen gar Nichts, sondern nur der Sand oder der Triebsand. Die Arbeit an diesen Flüssen ist übrigens ihrer Art und Weise nach von der Arbeit an den Creek's nicht verschieden.

Ich komme jetzt zu der Beschreibung des Handwerkszeuges, das beim Goldheben nothwendig ist. Es gehört dazu: eine große und eine kleine Picke, eine Brechstange, eine Schaufel; ferner ein Messer, das etwa einen Fuß lang ist und zum Zerschneiden der Erdklöße dient, in denen man Gold vermuthet; dann eine Blechpfanne, die einen 4 Zoll hohen Rand und einen Durchmesser von etwa 18 Zoll hat. Das wichtigste Instrument ist aber unstreitig die Waschmaschine. Von dieser macht man sich die beste Vorstellung, wenn man sich zunächst ein 3 Fuß langes und 1 Fuß breites Brett denkt, das wie eine Wiege auf zwei quergehenden Rumpelhölzern ruht, auf denen es — gerade wie eine Wiege — nach beiden Seiten hin geschaukelt werden kann. Oben trägt dieß Brett zwei 1 Fuß hohe, hochstehende Seitenbretter, die am hintern Ende durch ein ebenfalls auf dem Bodenbrette stehendes Hinterbrett verbunden sind. Der

Kasten würde fertig sein, wenn nicht das Vorderbrett fehlte, um dem durch das Wasser aufgelösten Schutte den Abfluß zu gewähren. In der Mitte befindet sich eine 2 Zoll hohe Querleiste, welche den Kastenboden in zwei Hälften theilt. In der hinteren Hälfte soll sich nämlich das Gold sammeln, die Querleiste aber verhindern, daß dasselbe nicht mit fortgeschwemmt werde. Jetzt möge man nun das Augenmerk auf die h i n t e r e Hälfte des Kastens allein richten. Hier denke man sich die beiden Seitenbretter am oberen Rande durch eine gerade über die Querleiste fort laufende Querlinie verbunden, so daß der obere offene Theil des Kastens ebenfalls in zwei gleiche Abschnitte getheilt wird. Von dieser Querlinie aus läuft ein Brett schräg nach hinten zu hinunter, so daß es bei gehöriger Verlängerung das Bodenbrett an seiner Hinterkante treffen würde. Es nähert sich jedoch dieser Kante mit seiner eigenen Kante nur etwa bis auf drei Zoll Entfernung. Hieraus ist zu ersehen, daß, wenn man Wasser in den hintern Theil des Kastens gösse, dieses durch das schräg laufende Brett vorerst nach hinten zu geführt werden müßte, dann aber, unten angekommen, den Weg über die Querleiste auf dem Bodenbrette ins Freie suchen würde. Auf den hinteren Theil des Kastens wird nun obenein noch ein anderer Kasten gesetzt, der mit einem siebartigen Blechboden versehen ist. In diesen Kasten schüttet man den Goldschutt. Ist dieß geschehen, so wird Wasser darauf gegossen, und gleichzeitig die ganze Maschine gerumpelt. Das Wasser löst dabei den Schutt auf und fördert ihn in den Raum, welcher sich unter dem oberen Kasten befindet; zugleich führt es auch die losgewaschenen Goldkörner mit dahin. Während nun das Wasser und der flüssig gewordene Schutt über die Querleiste fort abfließen, fällt das Gold vermöge seiner Schwere nieder und vermag nicht, über jene Leiste hinaus zu kommen. Bisweilen aber werden doch noch einzelne Körner mit fortgeschwemmt. Um diese daher aufzuhalten, ist an der vorderen Oeffnung des Kastens eine zweite

Querleiste angebracht, und es sammeln sich in Folge dieser Vorrichtung auch noch in dem Vordertheile der Maschine manche Körnchen. Vorsichtige waschen sogar den Schutt mehre Male.

Hat man des Wassers im Ueberfluß, so wendet man eine durch drei Querleisten in drei Fächer abgetheilte Maschine an, bei welcher die Rumpelhölzer fehlen. Ueber dem hintersten Fache bringt man den „Langen Tom“ an.

Dieser Lange Tom ist wie eine große, viereckige hölzerne Orgelpfeife gestaltet, inwendig hohl, oben offen, unten durch ein Blechsieb verschlossen. Seine Höhe beträgt 12 Fuß und seine Breite 1½ Fuß. In den Tom schüttet man die Golderde und leitet dann vermittelst einer Rinne das Wasser hinein. Der kräftige Wasserfall macht das Rumpeln unnöthig. Mit dem Langen Tom kann Ein Mann so viel Erde waschen, wie zwei Mann losbrechen können. Die unter dem Tom befindliche Maschine nennt man den Tom-Kasten. — Ich bemerke noch, daß der Tom mit dem Tomkasten viel sicherer wäscht, als die Rumpelmaschine. Mittags und Abends nimmt man den Niederschlag aus der Maschine und wäscht in der Blechpfanne das Gold vom letzten Schmutze rein. —

---

3. Das sociale Leben im Gebirge.

Unter den Bewohnern des Gebirges sind die verschiedensten Völker der Erde vertreten. Zu den hier vorherrschenden Nationen gehören indessen die altenglische, die französische, die spanische, die deutsche und die amerikanische, zu welcher letzteren die Bürger der Nordamerikanischen Freistaaten gerechnet werden. Außerdem haben mehre Stämme von Indianern ihren Wohnsitz im Gebirge. So befindet sich z. B. der Camp des Indianer-Häuptlings Kose-Kosus in nicht allzu großer Entfernung von Mac-Kinny-Digens.

Dieser Häuptling beherrscht ein ins Innere des Landes hineinliegendes Terrain von vielen Tausend Quadratmeilen und kann nöthigenfalls 15,000 Krieger stellen. —

Was die Verhältnisse der Nationen zu einander betrifft, so leben die Ausländer, unter ihnen namentlich die Franzosen, Altengländer und Deutsche, mit einander auf dem besten Fuße. Meist feindselig stehen ihnen aber die geborenen Amerikaner gegenüber, denen es ein Aerger ist, daß sie das Gebirge nicht allein besitzen. Die Feindseligkeit läßt sich nicht nur bei einzelnen kleinen Anläßen aus, sondern führt selbst ernsthaftere Conflicte herbei. Ein Kriegsgetümmel erfüllt dann das Gebirge. Ich werde späterhin noch Gelegenheit haben, das eben Gesagte durch die Erzählung bestimmter Facta zu bestätigen. Mit den Indianern ist das Verhältniß auf dem einen Punkte ein freundliches, auf dem andern ein feindliches. An Kose-Kosus hatten wir z. B. einen Freund.

Die Gesetzgebung ist nur in einzelnen, vorzugsweise nothwendigen Stücken ausgebildet, und in diesen dann auch das Gesetz streng. Das Gesetz bezweckt nämlich besonders die Sicherheit des Eigenthums. Hier ist dann vorzüglich hervorzuheben, was sich auf das Minen-Recht bezieht. Niemand darf sich an einer fremden Mine vergreifen; im Uebrigen hat er das Recht, eine Grube anzulegen, wo er will. Dabei ist indessen doch noch zu bemerken, daß er sich von einem Gush oder Creek oder Flusse jedes Mal nur 15 Fuß in die Länge aneignen oder, wie wir hier sagen, „claimen" darf. Hat er nun einen besonders reichen Gush gefunden und daran geclaimt, so kann Jeder, wem es beliebt, über oder unter ihm claimen und sich so den Fund desselben gleichfalls mit zu Nutze machen. Einen gewissen Schutz des Fundes kann man sich indessen doch dadurch sichern, daß man, wie es auch in der Regel geschieht, mit Mehren in Compagnie arbeitet. Hat man nun eine gute Stelle gefunden, so claimt man nicht nur selber, sondern es

claimen zugleich die Compagnons, so daß also z. B. vier Compagnons von einem Creek sechszig Fuß Länge in Besitz nehmen dürfen. Das Arbeiten in Compagnie ist auch noch um eines anderen Umstandes willen nöthig, nämlich für den Fall, daß einem größeren Flusse durch Graben eines anderen Bettes eine veränderte Richtung gegeben werden muß. Auch arbeitet es sich jedenfalls schneller, wenn Mehre zusammenwirken, von denen der Eine die Schollen löst, der Andere diese auswirft, der Dritte sie wäscht, u. s. w. Auch der persönlichen Sicherheit und der Bequemlichkeit des Lebens wegen ist die Compagnie-Arbeit anzurathen. Du wirst mich deßhalb späterhin, lieber Ernst, immer mit Genossen zusammen finden. Das, was eine Compagnie erwirbt, geht in gleiche Theile, selbst dann, wenn ein Mitglied etwa durch Krankheit längere Zeit verhindert wird zu arbeiten. — Abgaben sind während meiner Zeit eingeführt worden. — Für die persönliche Sicherheit ist weniger, als für das Eigenthumsrecht durch die Gesetzgebung gesorgt worden. Blutige Streitigkeiten, Raufereien zwischen Einzelnen, Duelle, sind an der Tagesordnung und gehören für die Zuschauer zu den besonderen Vergnügungen. Der Mord wird nicht eben streng genommen, ja, kaum zur Anzeige gebracht. Der aus 12 Männern bestehenden Jury kann man oft Leichtsinn und Parteilichkeit nachweisen. Haben zwei Individuen, die verschiedenen Nationen angehören, einen Rechtshandel mit einander, so sind die Richter der Jury zur Hälfte aus der einen und zur Hälfte aus der anderen Nation genommen. Wer es kann, hilft sich am Liebsten selber, sei es mit seinen Waffen, sei es mit seiner Körperkraft, oder mit dem Beistande seiner Compagnie. Eine Verbesserung dieser Verhältnisse ist mir in manchen Kreisen gelungen, nicht nur, weil ich mir durch eine gewisse Unerschrockenheit einigen Respect erworben hatte, sondern auch, weil mein harmloses, heiteres Leben nicht ohne moralischen Einfluß auf die Anderen blieb.

Was das Privatleben im Gebirge angeht, so gestaltet sich dasselbe hier ganz anders, als in den übrigen, cultivirten Ländern der Erde. Zunächst ist der Wohnsitz ein nie auf die Dauer bleibender. Man bauet sich an demjenigen Gush, Creek oder Flusse an, wo man gerade reiche Goldlager entdeckt. Bald sammelt sich daselbst eine größere Gesellschaft, und, indem jede einzelne Compagnie sich ein Blockhaus baut — denn eine Compagnie wohnt, wenn sie nur wenige Personen zählt, unter Einem Dache — so ist bald gewissermaßen ein kleines Dorf oder, wie wir hier sagen, ein Camp entstanden, dem der Entdecker der Mine die Ehre hat, einen Namen zu geben. Gewöhnlich nennt man einen solchen Ort nach dem Namen des Gush's, oder des Creek's, oder des Fleet's, was z. B. bei den Oertern: Kasens-Fleet, Engels-Creek, Morpheus-Gush der Fall ist; oder aber nach dem Namen des Berges, indem z. B. der Name des Macholme-Hill zugleich für den Ort auf diesem Berge gebraucht wird; oder endlich nach dem Namen des Entdeckers, indem man z. B. sagt: „Mac-Gray's-Digens." Hat der Gießbach noch keinen Namen, so giebt ihm der Entdecker einen solchen, und zwar nach seinem Belieben. So habe ich ja den Ort, wo ich jetzt wohne, Mosquito-Gush genannt. —

Ist man nun mit der Ergiebigkeit eines Gush nicht mehr zufrieden, so zieht man nach einer anderen, oft weit entfernten Gegend und baut sich entweder daselbst von Neuem an, oder übernachtet, wenn man glaubt, man werde die Stelle bald abgedigt haben, im Freien.

So sind wir denn hier so recht wie die Heimathlosen. Alle Verhältnisse ändern sich fortwährend. Diejenigen Personen, mit welchen ich heute in einem Orte gewohnt habe, treffe ich vielleicht nach einem halben Jahre an einem fremden Flusse wieder. Auch die Compagnien lösen sich auf, und man tritt in neue Arbeitsgenossenschaft.

Ebenso ist der Privatreichthum dem beständigen Wechsel unterworfen. „Heute reich und morgen arm!" — dieß Sprüchwort bewahrheitet sich nirgends mehr, als bei uns. Das unglückliche Hazardspiel raubt oft das sauer erworbene Gold.

Nicht Jeder arbeitet übrigens in den Minen mit dem gleichen Glück. Mancher quält sich ab, ohne kaum mehr als seinen Unterhalt zu erwerben. Die vom Glücke Begünstigten nehmen das Gold oft pfundweise aus der Erde. Jeder, dem das Glück nicht lächelt, hat übrigens die Hoffnung, daß es sich zu seinen Gunsten leicht ändern könne; denn daran ist für's Erste nicht zu denken, daß es an ergiebigen Stellen fehlen werde. Man wird gewiß nach funfzig Jahren noch reichen Fund haben. Des geselligen Vergnügens wegen findet man sich in den sogenannten Storen zusammen, Häusern, in denen nicht nur jede Art von Speisen und Getränken den Gästen verabreicht wird, sondern wo auch Handwerkszeug und was zur Lebensbequemlichkeit gehört, zum Verkauf vorhanden ist. Wo nun ein Camp entsteht, da ist gewiß schnell auch ein Store aufgebaut, dessen Inhaber sich in der Regel ein gutes Geschäft versprechen darf. Ja, der Store holt nicht selten das in der Woche verdiente Gold den Goldgräbern wieder aus der Tasche. So nachtheilig in dieser Beziehung die Store sind, so nothwendig sind sie andererseits, um das Leben hier einigermaßen zu erleichtern und erträglicher zu machen. Hier und da haben auch bereits Aerzte oder Wundärzte ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Von religiösem Leben ist in dem Gebirge keine Spur. Da man nicht beiden Herren, Gott und dem Mammon, zugleich dienen kann, so hat man es vorgezogen, dem Mammon allein zu dienen. Es herrscht die reine Weltlichkeit in den Goldthälern.

Das häusliche Leben vergeht nicht auf dem weichen Sammet-Sopha, nicht unter polirten Möbeln, Glasschränken, Nippes-Sachen, nicht in Zimmern mit gemalten Decken und

feinen Tapeten, nicht in Sälen mit parquettirtem Fußboden. Das rohe Blockhaus mit dem Heerde und dem Kamine in der Ecke, mit dem dürftigen Lager, mit dem Erdboden Gottes als Fußboden — das ist der Ort, wohin man des Abends, müde von der Arbeit, zurückkehrt. Nicht harrt dort des Gatten die liebende Gattin — denn das weibliche Geschlecht ist im Gebirge nicht vertreten; es hausen hier ja nur die „rohen Römer, wie sie waren vor dem Raube der Sabinerinnen;" — nicht des Entkräfteten das dampfende, wohlschmeckende Gericht, bereitet von den Händen der geschäftigen Wirthschafterin; nicht des Herrn der aufmerksame Diener. Er selber, der Gräber, ist hier Alles in Einer Person: Koch, Stubenmädchen, und was es sonst noch für häusliche Chargen giebt.

Die Preise der Lebensmittel waren bei meiner Ankunft sehr theuer. Ich setze das Preisregister hierher. Es kostete

1 Pfund	Mehl	=	1	Dollar (oder 1 Rthlr. 13 Sgr.).
1 „	Kartoffeln	=	1	„
1 „	Bohnen	=	1	„
1 „	frisches Fleisch	=	1	„
1 Bouteille	Brandy	=	12	„
1 „	Wein	=	12	„
1 „	Porter-Bier	=	16	„
1 „	Champagner	=	20	„

Dazu bemerke ich, daß unter 1 Dollar kein Artikel, das frische Fleisch etwa ausgenommen, zu haben war. Frisches Fleisch selbst fand man aber selten zum Verkauf vorräthig. Auf welche Weise ich zur bedeutenden Verringerung dieser Preise in weiteren Kreisen beigetragen, wie ich sogar ein verhältnißmäßig ziemlich billiges Leben herbeigeführt habe, wird zu seiner Zeit erwähnt werden.

Zu den Vergnügungen, die man sich hier im Gebirge verschafft, gehört zunächst die Jagd. Jäger ist hier fast Jeder, und Gewehr und Jagdmesser fehlen wohl Niemandem. Die

Versammlungen finden, wie bereits bemerkt ist, in und bei den Storen, und zwar vorzugsweise Sonntags, Statt. Hier steigt der Rauch des Tabacks zum Himmel; hier stehen Spieltische mit Karten und Schachbretten; hier fließt der Wein oft in Strömen trotz des theuern Preises; hier wird gewettet; hier werden Abenteuer erzählt; hier wird geneckt, gescherzt, gestritten. Ganz besonders gewährte uns aber des Sonntags gewöhnlich das Steineselwettrennen Unterhaltung, das auf meinen Vorschlag veranstaltet wurde. Es erregte nicht nur oft schallendes Gelächter, sondern auch die Lust zu hohen Wetten. Aber nicht etwa der zuerst, nein, der zuletzt am Ziele ankommende Esel erhielt hier den Preis. Nun ritt jedes Mal der Eigenthümer eines Esels den Esel seines Gegners, während eben dieser Gegner wieder den des Anderen ritt, und jeder Reiter spornte den Esel unter ihm zum möglichst schnellen Laufe an, damit sein eigener Esel unter dem Gegner zurückbliebe und somit den Preis davon trüge. O, welche Bocksspründe machten die Thiere dabei! wie oft warfen sie den falschen Herrn ab!

Ich bemerke noch, daß die Minen von Zeit zu Zeit von Goldaufkäufern besucht werden, welche das gefundene ungeprägte Gold gegen geprägtes Geld eintauschen.

VIII.

Weitere persönliche Erlebnisse. — Der scheidende und wiederkehrende Freund. — Das Unglück im Spiel und der ernste Vorsatz.

Ich war in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse im sechsten Capitel bis dahin gekommen, wo ich mit meinen deutschen Gefährten auf dem Macholme-Hill anlangte, und zwar mit nur Einem Dollar in der Tasche, für den Clausen und ich ein Glas Brandy im Store tranken. Es fehlte uns nun hier an Allem, was man im Gebirge gebraucht, vor Allem an Geld und an Handwerkszeug. Zum Glück hatten die Blankenburger von Letzterem zum ersten Beginne der Goldgräberei so viel übrig, daß sie uns davon einiges borgen konnten. Leider war dasselbe aber nur deutsches Handwerkszeug, und als solches bei weitem unbrauchbarer, als das amerikanische, das nur zu sehr hohen Preisen zu kaufen war. Es kostete z. B. ein Spaten eine Unze Gold. Pfanne und Maschine hatten wir uns indessen doch im Store auf Credit nehmen müssen.

In der ersten Zeit unserer Anwesenheit im Gebirge war nun, vorzüglich wegen mangelnden Geldes, unser Leben ein höchst elendes und trauriges. Zunächst konnten wir die Arbeit nicht gleich auf dem Macholme-Hill beginnen. Zwar sind daselbst

eine Menge goldreicher Gush's und Creek's, welche sich theils in den Macholme-, theils in den Celuveres-Fluß ergießen. Aber sie waren gegenwärtig ausgetrocknet, so daß es also an Wasser zum Goldwaschen fehlte. Wir trafen aus diesem Grunde auch nur wenig Arbeiter auf dem Hill und beschlossen, den Ort zu verlassen. Am Tage nach unserer Ankunft begaben wir uns daher nach dem zwei Meilen entfernten Macholme-Fleet. Hier waren allerdings viele Arbeiter, aber wir bekamen an dem Macholme-Fleet auch erst den rechten Begriff von der Mühseligkeit der Arbeit, der wir entgegengingen. Die sanguinischen Hoffnungen, mit denen wir gekommen waren, wurden dadurch wie mit Einem Schlage zerstört.

Die erste Sorge widmeten wir natürlich der Beschaffung eines Obdachs. Ein solches war wirklich nach vier Tagen hergestellt. Ein Haus, aus Baumstämmen und Buschwerk aufgeführt, die Seiten und das Dach desselben mit Erde beworfen, stand bald bereit, uns aufzunehmen. Aber wie unvollkommen und schlecht war es! wie wenig für den Fall eintretenden nassen Wetters berechnet! wie wenig comfortabel in seiner Einrichtung! Bei dem Bau des babylonischen Thurmes kann aber schwerlich mehr Uneinigkeit geherrscht haben, als unter uns bei diesem Hausbau. Ich wollte es nach amerikanischer Art eingerichtet haben, und das wäre das Beste gewesen; die Blankenburger aber dachten dabei an ihre Hütten auf dem Harz, und die Uebrigen vertheidigten wieder andere Pläne, bis zuletzt — die vielen Köche den Brei versalzen hatten. Endlich war es, wie manche alte deutsche Kirche, deren einer Theil in diesem, ein anderer in jenem Style gebaut ist, fertig geworden, und wir gingen nun einen Tag zusammen auf die Arbeit in den Minen. Doch auch nur an diesem Einen Tage noch war der Himmel günstig. Am folgenden Tage begann nämlich ein höchst unangenehmes Regen- und Schlackerwetter, das vierzehn Tage unausgesetzt anhielt. Das waren in der That zwei wahre Lei-

denswochen für uns! Während die übrigen Arbeiter gemächlich die Zeit in ihren Blockhäusern zubrachten, mußten wir trotz des ungünstigen Himmels in den Minen arbeiten, um unseren nothdürftigen Unterhalt zu verdienen. Die Finger waren dabei vor Erstarrung kaum zu bewegen, und unter der nassen Kleidung schlotterten vor Frost die Glieder. Dazu quälte uns der Hunger, denn wir mußten uns der theuern Preise wegen mit dem Nothdürftigsten behelfen. Welches armselige Obdach erwartete uns obenein in unserer Erdhütte, wenn wir des Abends halb verhungert und ganz durchnäßt in dieselbe eintraten! Das Regenwasser träufelte an tausend Stellen durch das Dach; es war kein trockenes Plätzchen in der Hütte zu finden. Welches elende Mahl harrte der Entkräfteten! Schwacher Kaffee, natürlich ohne Zucker, und außerdem noch in geringer Quantität, gab unsere Suppe ab, die wir uns selber über einem Feuer kochten, dessen Rauch den Raum erfüllte und unsere Augen angriff. Dazu buken wir uns Pfannkuchen aus Mehl, Salz, Wasser und einer kleinen Zugabe ranzigen Fettes. War dieß dürftige Mahl verzehrt, so kam die lange, traurige Nacht, während welcher wir, in die nassen Decken gehüllt, unsere Glieder auf dem feuchten Boden ausstreckten. Der Morgen fand jedes Mal in uns halb Erfrorene, die ihre Glieder kaum zur harten Arbeit ausdehnen konnten, und brachte uns wieder den Pfannkuchen des Abends, doch nicht in so genügender Quantität, daß wir den Hunger dadurch vollkommen zu stillen vermocht hätten. Des Mittags nur lebten wir ein wenig besser. Eine dünne Bohnensuppe mit gesalzenem Schweinefleisch stand dann auf der Tafel. — So waren denn die ersten Tage unseres Aufenthaltes im Gebirge in der That höchst unfreundlich. Dennoch erinnere ich mich nicht ungern an sie. Hat doch auch Philoktet eine wehmüthige Abschiedsrede gehalten, als er den Ort seiner Verbannung, den Ort seines höchsten Leidens, die „doppelthorige Höhle" verlassen mußte. — Obgleich wir Deutsche, die wir zusammen auf dem Gebirge angekommen waren, unter

Einem Dache wohnten und von Einem Tische speisten, so arbeiteten wir doch in zwei verschiedenen Compagnien. Mit mir nämlich arbeiteten Clausen, Paulsen und Hammerschmidt. Die übrigen sechs: Opitz, Nickel, Winkler, Bauer, Martius, Ballenstedt, bildeten für sich eine Genossenschaft. Meine Compagnie war zwar in den Minen die glücklichere; dennoch hatte während dieser zwei Wochen die Person nur zwei bis drei Dollars von dem gemeinsamen Funde zu seinem Antheile für den Tag. Das war zum Verhungern zu viel, zum Sattessen aber zu wenig!

Jetzt muß ich einen Vorfall erzählen, der mein Gemüth Monate lang mit Schmerz und Wehmuth erfüllte. Clausen war in den letzten der genannten vierzehn Tage auffallend still und schweigsam geworden. Ich merkte, daß es in seinem Innern kochte, und zwar, daß er mit dem jetzigen armseligen Leben hier, sowie mit der saueren Arbeit höchst unzufrieden war. Endlich kam sein Verdruß zum Ausbruche. Seine Verstimmung richtete sich zum Theil mit gegen uns, gerade als ob wir Schuld an seiner unerfreulichen Lage hätten. Das verdroß mich. Ich hatte mir bis dahin die äußerste Mühe gegeben, die fröhliche Stimmung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten und glaubte daher, mit Recht fordern zu können, daß auch die Anderen ihre Kraft in dieser Beziehung zusammen nähmen, daß Keiner wenigstens Etwas thäte, was geradezu den bisherigen Humor der Gesellschaft verscheuchen mußte. Es hatte fast das Ansehen, als ob mir die Verpflichtung zugemuthet würde, „die Last des Volkes allein zu tragen.“ Ich machte deßhalb Clausen gelinde Vorwürfe. In seiner Gereiztheit nahm er aber mir diese so übel, daß er kurz mit mir brach und sich zu der Compagnie der Sechs schlug. Seinem Beispiele folgte Paulsen nach, so daß ihrer Acht gegen Zwei — gegen Hammerschmidt und mich — waren. Hammerschmidt wollte mich nicht verlassen. Wir trösteten uns Beide damit, daß wir uns schon durchschlagen

würden. Hatten wir doch wenigstens den Vortheil, daß auf unserer Seite der immer gute Muth war.

„Fortes fortuna juvat!" Die Wahrheit dieses Sprüchworts erfüllte sich in der That bald an uns Beiden. „Höre!" sprach ich zu Hammerschmidt, „unser jetziger Claim giebt zu wenig. Laß uns eine andere Stelle in Besitz nehmen!" Gesagt, gethan. Wir claimten in einiger Entfernung oberhalb unseres ersten Claims und fanden während zweier Tage 205 Dollars. Das vermehrte die Mißstimmung auf Seiten unserer Landsleute, namentlich derjenigen, die aus dem Verbande mit uns getreten waren. Mir aber war es eine wahre Freude, das von Clausen geliehene Geld jetzt zurückerstatten zu können.

Clausen's Unmuth hatte unterdessen den höchsten Grad erreicht. „Hier bleibe ich nicht länger!" rief er mißvergnügt aus. Martius stimmte ihm bei. Der Letztere verkaufte seine zwei Flinten, um sich Geld zur Reise zu verschaffen. Mit abgewandtem Gesicht reichte mir Clausen die Hand, und Beide schieden, um vor der Hand nach San Francisco zurückzukehren und von da aus — wer weiß, wo? — ihr Glück zu suchen. — So schied der Freund von Adelaide her. Kein freundliches Wort fiel bei dem stummen Abschiede, und doch hatte Jeder von uns Beiden — von mir wußte ich es gewiß, und von Clausen sagte es mir meine Ahnung — die feste Ueberzeugung, daß er in dem Anderen einen wahren Freund verlöre.

Das Glück der zurückgebliebenen Sechs von Clausens Compagnie vermehrte sich nicht wesentlich während der folgenden vierzehn Tage. Da schnürten auch die vier Blankenburger ihre Bündel und wanderten nach San Francisco zurück. —

Wir wohnten jetzt zu Vieren in unserer Hütte, bildeten aber immer noch zwei Compagnien. Da wollten endlich auch Ballenstedt und Paulsen den Anblick unserer vom Glücke begünstigteren Arbeiten und des größeren Verdienstes auf Seiten meiner Compagnie nicht länger haben und mietheten sich deß-

halb für 5 Dollars täglichen Kostgeldes in einem anderen Blockhause ein.

Hammerschmidt und ich waren jetzt die einzigen Besitzer der vor vier Wochen gebauten Hütte. Sie war uns freilich nun allzu geräumig. Wir verkleinerten sie deßhalb, machten Wände und Dach wasserdicht, baueten einen Kamin, zimmerten manche Gegenstände für die Bequemlichkeit und machten in Summa die früher so unangenehme Höhle zu einem leidlich wohnlichen Häuschen.

Nach dem Funde der 205 Dollars war indessen auf einige Tage die Arbeit in den Minen für uns mit weniger Glück verbunden, und wir arbeiteten bis zum 18. December, ohne ergiebige Ausbeute zu gewinnen. Heftige Regengüsse füllten die kaum geöffneten Gruben mit Wasser und trieben uns fortwährend von der Arbeit in die Hütte zurück. Am 18. December aber ging ich mit Spaten, Pfanne und Brechstange zum Hill hinauf, um dort die Gush's, die jetzt Wasser im Ueberfluß hatten, zu untersuchen, und fand dort bereits viele Arbeiter. Ich grabe an der ersten besten Stelle. In der Tiefe von 2 Fuß giebt mir eine einzige Pfanne Schutt schon 2 Dollars. Am Abende aber kehrt ich mit einer Ausbeute von 109 Dollars zu Hammerschmidt zurück, nachdem ich vorher 30 Fuß für ihn und mich geclaimt hatte. Am nächsten Morgen begleitete mich natürlich der Genosse den Hill hinauf. Daselbst angekommen, machten wir uns zunächst an den Bau eines neuen Hauses und hatten, obwohl durch den Regen oft gestört, uns doch in 12 Tagen ein festes, comfortables Häuschen zugerichtet. Aus Baumstämmen und Mauersteinen waren die Seiten aufgeführt, und Balken, mit Ochsenhäuten überdeckt, bildeten das wasserdichte Dach. Der Kamin verbreitete angenehme Wärme. Ochsenhäute, an den Seiten auf Pfähle genagelt, gaben die Ruhestätten ab. Wir konnten nun ziemlich mit Wahrheit sagen: „Hier ist gut sein!"

Am 31. December gingen wir zum ersten Mal gemeinschaftlich an die Arbeit auf dem Hill, wo wir das von mir bereits vor 14 Tagen gegrabene Loch vorfanden. Wir erweiterten dasselbe und hatten die Freude, Abends um 5 Uhr 200 Dollars die unseren nennen zu können. Eben schickten wir uns nun an, nach unserem Hause zurückzukehren; da sehe ich mich zufällig noch einmal in der Grube um und gewahre unter einem noch nicht losgebrochenen Steine etwas Schimmerndes. „Noch einen Augenblick", sprach ich zum Gefährten, „müssen wir bleiben!" Der Stein war bald gehoben, und ein Stück reinen, soliden Goldes, das 1 Pfund und 1 Loth wog, befand sich in meiner Hand. Mit welchem Jubel kehrten wir jetzt in unser Häuschen zurück! Es wurde draußen Nacht, aber in unserem Hausraume war es hell von Wachskerzen und von dem Feuer des Kamins. Auf der weißen Tischplatte stand die dampfende Bowle, und wir feierten mit Entzücken die Neujahrsnacht. Manches Glas wurde auf das Glück des neuen Jahres getrunken, manches auch auf das Wohl unserer Lieben dort im Vaterlande, von dem wir so fern waren. Draußen knarrten über uns die Wipfel der Tannen im Wintersturme, draußen war es schauerlich; aber drinnen an unserem Heerde, auf dem traulich die Flamme knisterte, umwehete es uns wonnig wie Heimathluft. —

Der Morgen des neuen Jahres 1850 brach an; wir traten in dasselbe mit 500 Dollars hinein. Das große Goldstück, das ich zuletzt noch entdeckt hatte, wurde mir nämlich später von einem deutschen Juden, Namens Kolberg, mit 240 Dollars bezahlt, so daß, diese Summe mit eingerechnet, nach Abzug aller Ausgaben, die noch auf die Rechnung des vergangenen Jahres zu setzen waren, die Inventur selbst noch etwas mehr als 500 Dollars auf der Plus-Seite des Rechnungsbuchs zeigte. Von jenem Goldstücke bemerke ich noch, daß es Kolberg nach Deutschland gesendet hat.

Da es uns vor der Hand nicht an Geld fehlte, so fingen wir an, gut zu leben. Unsere Tafel lieferte Delicatessen, als: Austern

Seekrebse, eingemachte grüne Erbsen und dergleichen, und dazu ein gutes Glas Wein. Auch verschmäheten wir die Arbeit in dem allzu mißlichen Wetter, das während der ersten zwei Wochen des Januar-Monats anhielt. Im Verlaufe der letzten Hälfte dieses Monats indessen entnahmen wir unserer 30 Fuß langen, 5 Fuß breiten und höchstens 4 Fuß tiefen Grube noch 4400 Dollars.

Nachdem dieser Platz ausgearbeitet war, mußten wir uns natürlich bequemen, an anderen Plätzen die Arbeit fortzusetzen. Diese waren indessen bei weitem nicht so ergiebig; sie lieferten vielmehr dem Manne täglich nur eine Ausbeute von 16 bis 24 Dollars. Da uns dieser verhältnißmäßig nur geringe Fund nicht genügte, so hörten wir um die Mitte des Februars mit der Arbeit ganz auf, um die mildere Jahreszeit abzuwarten und dann höher in das Gebirge hineinzugehen, wo wir ergiebigere Plätze zu finden hofften. Doch dazu machten wir allerdings auch schon früher — und zwar am 18. Februar — einen Versuch, der uns aber gänzlich fehlschlug. Von unserer Gesellschaft waren dabei, außer uns Beiden, sechs Amerikaner und ein Franzose. Wir nahmen unseren Weg nach dem hohen, mit Schnee bedeckten Theile des Gebirges zu, konnten aber in 4 Tagen nur 50 Meilen weit vordringen, wobei wir oft bis an die Knie im Schnee wateten und auch des Nachts im Schnee schliefen. Zwar unterhielten wir während der Nächte in unserer Nähe ein großes Feuer, waren aber dennoch am Morgen jedes Mal halb erstarrt. Unter den obwaltenden Verhältnissen hatten wir natürlich auch keine Goldplätze entdecken können. Da nun ein weiteres Vordringen Thorheit gewesen wäre, so begaben wir uns am fünften Tage auf dem Rückweg und langten zwei Tage später wieder auf dem Macholme-Hill an.

Eine neue Annehmlichkeit bereiteten wir, Hammerschmidt und ich, uns jetzt dadurch, daß wir uns Jeder einen Maulesel — nebst dem Steinesel das einzige Reitthier hier im Gebirge —

kauften. Nun fingen wir an, Hirschjagden zu halten, oder Besuche in den Storen der nächsten Minen zu machen. Unserer Kasse war Das freilich nicht eben dienlich, zumal uns auch im Spiele das Glück öfters verließ.

Endlich kamen die ersehnten wärmeren Tage des Frühlings. Die Sonne begann, mild und freundlich auf uns herab zu scheinen. Hier und da zeigte verstohlen sich schon ein Blümchen. Jetzt wurde beschlossen, tiefer in das Gebirge zu gehen.

Es war am 19. März, als wir aufbrachen. Die Maulesel trugen unser sämmtliches Gepäck; die Waffen schulterten wir selber, und zwar schöne Waffen. Während nämlich unsere Kasse noch wohl versehen gewesen war, hatten wir uns Jeder eine gute Büchse, ein Paar Pistolen zu sechs Schüssen, Revolver genannt, und einen scharfen Dolch gekauft. Unseren Weg nahmen wir nordwärts zu dem 40 Meilen entfernten Flusse Maclusomir. Uns begleiteten noch fünf andere Deutsche.

Am dritten Tage, also am 21. März, erreichten wir den Fluß an derjenigen Stelle, wo seine beiden Forks oder Arme, von denen jeder etwa so groß ist, wie die Bode bei Egeln im Magdeburgischen, zu einem einzigen Strome sich vereinigen. Wir fanden hier einen Store, dessen Inhaber Handel mit Indianern trieb. Weiße indessen, außer dem Store-Wirth, hatten hier noch keine Arbeit gesucht. Wir konnten also für die nächste Zeit in dieser Gegend die Herrschaft allein haben. Da indessen der Fluß durch das Gebirgswasser sehr geschwollen war, so durften wir vor der Hand noch nicht an seine Bearbeitung denken.

Um indessen die Zeit nicht unnütz verstreichen zu lassen, beschlossen wir, kleine Entdeckungsreisen zu unternehmen. Wir folgten deßhalb dem linken Fork des Maclusomir 5 Meilen weit in das Gebirge stromaufwärts. Hier fanden wir eine geeignete Stelle zum Uebersetzen. Zwar hatte das Bett des Fork hierfür eine allzu bedeutende Tiefe; aber die beiden Ufer

näherten sich einander dergestalt, daß eine dicke Ceder, die wir am diesseitigen Ufer fällten, mit ihrer Krone auf das entgegengesetzte Ufer fiel und mit ihrer Spitze sich gegen einen Baum auf eben diesem anderen Ufer stämmte. Das war nun unsere Brücke, über die wir hinüberrutschten, indem wir unsere schwimmenden Thiere an langen Tauen hinter uns her zogen. Eins derselben, welches einem gewissen Schmidt angehörte, kam jedoch dabei um, indem es, durch den geschwollenen Bergstrom fortgerissen, ein Raub der Wellen wurde.

Wir waren auf der anderen Seite des Flusses etwa drei Meilen bergeinwärts gegangen, als wir dort eine Gegend fanden, welche die herrlichsten Gush's hatte. Hier machten wir Halt und schlugen sofort unser Lager auf. Bei der vorgerückten Jahreszeit hielten wir es nicht für nöthig, ein Haus zu bauen, und errichteten deßhalb nur das von uns mitgebrachte Zelt zum Nachtquartier. Während der ersten Nacht unseres Hierseins stellte sich aber leider Regen ein, der fünf Tage anhielt. Zum Glück schützte uns unser dichtes Zelt ziemlich gut dagegen. Als der Regen endlich nachgelassen hatte, begannen wir die Arbeit. Es fehlte uns aber dabei an Lebensmitteln. Wir sandten deßhalb Zwei aus unserer Mitte nach dem 8 Meilen entfernten Store, um sie uns von dort holen zu lassen. Sie kamen aber nach zwei Stunden mit der traurigen Nachricht zurück, daß der Fork theils in Folge des mehrtägigen Regens, theils des aus dem höheren Gebirge herabgekommenen Schneewassers so angeschwollen sei, daß ein Uebergang über denselben unmöglich wäre; 5 Fuß hoch rausche das Wässer über unseren Baumstamm dahin. Da befanden wir uns nun allerdings in einer unangenehmen Lage; denn unser Vorrath an Speisen konnte kaum bis zum nächsten Morgen reichen. Aber die Noth macht erfinderisch. Ich wurde sofort zum Jäger der Compagnie ernannt und lieferte Hirsche und Hasen, an denen hier Ueberfluß ist, in Menge, so daß es uns an den besten Wildprettbissen nicht fehlte. Armseliger, doch im Verhältniß immer noch leidlich

genug, stand es um Das, was wir statt des Brotes hatten. Dazu dienten uns nämlich Eicheln, die wir folgendermaßen zubereiteten. Sie wurden zuvörderst enthülset; den zurückbleibenden Kern zerschlugen wir dann zwischen Steinen und thaten den gewonnenen mehlartigen Stoff in kleine Gruben, die wir in der Erde ausgehöhlt hatten. Fleißig aufgegossenes heißes Wasser zog den bitteren Gerbestoff aus der Masse und nahm ihn mit sich in die Erde. Der zurückbleibende Teig endlich wurde in glühender Asche zu Brot verbacken. Wie stand es aber um den Kaffee, oder den Thee nebst dem Zucker dazu? Die Blätter von einer Art Ceder gaben uns ein ziemlich gutes, den Thee vertretendes Getränk, das wir mit einem süßen Stoffe zuckerten, den wir Tannenzucker nannten. Es giebt hier nämlich viele Tannen, welche ein weißes, süßes Harz ausschwitzen, das an Güte dem Fruchtzucker ziemlich nahe kommt. Zwar hatte in den ersten Tagen diese Art von Nahrung recht übele Folgen. Der Genuß des vielen Fleisches nämlich, zu dem Salz und gutes Brot fehlten, verursachte uns Allen eine heftige Diarrhöe, verbunden mit starkem Bauchgrimmen. Nach wenigen Tagen ging indessen die Unpäßlichkeit vorüber, und wir fingen an, uns nun sehr wohl zu befinden. Jetzt wurde die Arbeit ernstlich angegriffen; allein wir überzeugten uns nach acht Tagen, daß die Gush's und Creek's zu wasserreich seien, um mit Vortheil bearbeitet werden zu können. Noch immer verhinderte aber der überwallende Fork die Rückkehr. Meine Genossen arbeiteten deßhalb in den freilich trockenen, aber ärmeren Gush's weiter, während mir das Amt der Jagd zufiel, auf der ich bald größere, bald kleinere Streifzüge in's Gebirge unternahm.

Eines Tages hatte ich mich auf einem solchen Streifzuge verirrt und war dabei von unserem Lagerplatze weit abgekommen, befand mich aber dennoch keineswegs in einer ganz menschenleeren Gegend. Ich hatte mich vielmehr einem kleinen Indianercamp genähert, als die Nacht anbrach. Noch befanden sich

einige Indianer im Freien. Als diese mich gewahrten, nöthigten sie mich durch Zeichen, ihnen in ihre Hütten zu folgen. Frisch wagend, fand ich bei den ziemlich freundlichen wilden Nebenmenschen ein gutes Nachtquartier, nachdem ich zuvor mit ihnen ein am Spieße gebratenes Stück Fleisch verzehrt hatte. Früh am nächsten Morgen machte ich mich auf den Rückweg. durch einen Druck der Hand den Wirthen, mit denen ich mich ja nicht anders verständigen konnte, dankend.

Zu meiner großen Freude bemerkte ich nach einigen Stunden, daß ich mich unserem Lagerplatze näherte. Dahinschlendernd, gehe ich einen Berg hinauf. Ziemlich hoch gekommen, biege ich um einen großen Felsen und befinde mich plötzlich vor einer tiefen, felsigen Bergschlucht. Hinunterschauend, bemerkte ich funfzehn bis zwanzig Indianer, welche auf einen „grisly“ Bären Jagd machten. Die Indianer befanden sich unten in der Schlucht. Zweihundert und funzig Schritt über ihnen kauerte der Bär, dem bereits mehre Pfeile beigebracht waren, welche mit ihren Spitzen in seinem Felle und Fette steckten. In einiger Entfernung oberhalb des Bären erblickte ich bald noch zwei andere Indianer, die sich mit einem großen Felsblocke zu thun machten, den sie allem Anscheine nach auf den Bären hinabwälzen wollten, damit er das brummende Ungethüm mit sich in den Abgrund risse. Während sie sich noch mit ihrem Block abmühen, trifft plötzlich meine Kugel aus der guten, vier Fuß langen amerikanischen Büchse den Bären vor die Stirn. Das plumpe Vieh stürzt sofort hinab und wälzt sich verendend zu den Füßen der nicht wenig überraschten und erstaunten Indianer. Endlich zeige ich mich den Dankbaren, die bereitwillig mir verstatteten, dem Bären 50 bis 60 Pfund seines besten Speckes für mich auszuschneiden. Dieser Bär mochte gegen 700 Pfund wiegen, war also immerhin schon ein starkes Thier, obwohl es hier Bären giebt, die 1200 Pfund schwer sind. — Mühsam schleppte ich jetzt meinen Speck mit mir fort und kam zwei Stunden

später in unserem Lager zum Jubel meiner Gefährten glücklich wieder an. Der Bärenspeck that uns als Sauce zu unseren Hirsch= und Hasenbraten fortan die trefflichsten Dienste.

Am zweiten Tage nach meiner Rückkehr wurde unsere Compagnie von einem großen Leid heimgesucht, indem dieser Tag der Todestag eines unserer Gefährten war. Der unglückliche Sterbende hieß Schmidt — ein Bruder desjenigen unserer Genossen, dessen Pferd im Fork ertrunken war. Schmidt war ausgegangen, um Hasen und Rebhühner zu jagen. Etwa eine Stunde Weges von unserem Camp entfernt, legt er sich um die Mittagszeit zum Schlafe in das Gras nieder. Noch ist er nicht lange eingeschlummert, da fühlt er auf der entblößten Brust etwas Kaltes. Im halben Wachen greift er danach. Es ist eine Klapperschlange, die auf ihn gekrochen war. Besinnungslos faßt er sie und schleudert sie fort. Allein im selben Augenblicke hat ihn auch das giftige Thier in die Hand und in die Brust gebissen. Durch den heftigen Schmerz sofort völlig munter gemacht, erkennt er zu seinem Entsetzen, was geschehen, und eilt in beflügeltem Laufe zu uns. Da war keine Hülfe! Unter den heftigsten Schmerzen hauchte er Abends zwischen 9 und 10 Uhr sein Leben aus. Seine Leiche versenkten wir unter tiefstem Mitleid unweit unseres Lagerplatzes. —

Am 9. Tage nach diesem unglücklichen Ereignisse war endlich das Wasser im Fork so weit gefallen, daß wir den Uebergang möglich machen konnten. Zwar ging das Wasser noch einen Fuß hoch über den Baum weg; dennoch vollbrachten wir den Uebergang, wenn schon unter Mühe und Gefahr. Die Waschmaschine und mehre Stücke des Handwerkszeugs vermochten wir freilich nicht, mit uns hinüberzuschaffen, vergruben sie deßhalb, um sie späterhin wieder aufzusuchen; denn wir verließen den Platz mit dem Vorsatze, im Spätsommer dorthin zurückzukehren, wo das Wasser in den Gush's und Creek's doch so weit gefallen sein mußte, um sie bequem bearbeiten zu können. Auf

dem jenseitigen Ufer angekommen, lenkten wir unsere Schritte zurück nach dem Macholme-Hill.

Auf dem Rückwege zu unserem Hill ereignete sich noch folgender unerfreuliche Vorfall.

Wir trafen um die Abendzeit des zweiten Tages in Dry-Creek ein. Von dort ist Amodor-Creek nur noch 4 Meilen entfernt. Deßhalb beabsichtigten wir, diese verhältnißmäßig kurze Strecke noch zurückzulegen, um in Amodor-Creek zu übernachten. Unterwegs entstand indessen zwischen zweien unserer Gefährten ein Wortwechsel, welcher, immer heftiger werdend, mit einer Forderung auf Pistolen endete. Hier im Gebirge macht man in dergleichen Dingen nie viel Umstände. Die Distance von 15 Schritt wurde sofort genommen, die Schüsse fielen; der eine der beiden Duellanten ging frei aus, der andere aber empfing die Kugel in die rechte Schulter. Der Verwundete wurde sofort nach dem Store in Dry-Creek zurückgebracht, wo sich glücklicher Weise ein Arzt befand. Die übrige Gesellschaft gab jetzt die Weiterreise vorläufig auf, setzte sich um den Tisch und leerte, als ob Nichts vorgefallen wäre, ein Glas nach dem anderen. Allerdings wurde nicht vergessen, auf die Genesung des Verwundeten anzustoßen; aber auch auf Desjenigen Gesundheit wurde getrunken, der den guten Schuß gethan. So leichtsinnig wird hier ein Menschenleben behandelt!*)

Am Tage darauf kamen wir wieder auf dem Hill an, aber mit einer fast gänzlich geleerten Kasse. Während der Reise hatten wir nämlich in den Storen manche, meistens überflüssige Ausgabe gemacht. Da mußten wir uns denn wohl entschließen, wieder auf dem Hill zu arbeiten, brachten es aber täglich nur auf höchstens 12 Dollars ein Jeder, weil das Wasser in den Gush's sich meist verlaufen hatte, und wir deßhalb genöthigt waren, den Schutt oft 200 Schritt weit zur Wäsche fortzuschleppen,

*) Der Verfasser nennt in seinem Berichte die Namen der Duellanten, die aber hier verschwiegen werden sollen.

was natürlich viel Aufenthalt verursachte. Bemerken muß ich hier noch, daß durch die soeben erwähnte Reise der Bund, welcher bis dahin zwischen mir und Hammerschmidt existirt hatte, noch um einen Dritten vermehrt worden war. Dieser Dritte hieß Landrath. Er war mit von der Excursion gewesen und wurde nach der Rückkehr in unsere Compagnie aufgenommen.

Fünf Tage hatten wir Drei zusammen gearbeitet, als mir ein Unglück widerfuhr, das mich für vierzehn Tage arbeitsunfähig machte. Ich suchte nämlich in unserer Grube einen Stein zu heben, unter welchen sich, natürlich von mir nicht bemerkt, ein Scorpion verkrochen hatte. Kaum bringe ich die eine Hand unter den Stein, so sticht mich die scheußliche Spinne in den Finger. Finger und Hand schwollen sofort an und verursachten mir nicht geringe Schmerzen. Durch Einreibungen mit Oel legte sich indessen allmählich die Geschwulst. — Für solch einen Fall ist die Arbeit in Compagnie ein großes Glück. Der Kranke erhält nicht nur Pflege von den Genossen, sondern es läuft auch sein Antheil am Gewinne fort. Letzteres bezieht sich auch auf den Fall, daß dem einen der Gesellschafts-Mitglieder die Verwaltung des Hauswesens übertragen ist. Während ein Solcher durch Jagd oder auf andere Weise für den Mittags- und Abendtisch zu sorgen hat, wird er natürlich verhindert, in den Minen zu arbeiten, empfängt aber dennoch die ihm, wenn er mit gearbeitet hätte, gebührende Quote des gefundenen Goldes.

Als ich wiederhergestellt war, bewog ich meine Gefährten, den Macholme-Hill zu verlassen, um mit mir nach dem 5 Meilen entfernten „Rich Gush“ („Reichen Gush“) zu ziehen, Dieser 9 Meilen lange Gush enthielt viel Gold und war jetzt, da der Winter hinter uns lag, wieder zu bearbeiten, indem die 20 bis 25 Fuß tiefen Löcher, die hier gemacht werden müssen, nicht mehr vom Winterwasser gefüllt wurden. Wir arbeiteten in ihm 5 Wochen, während welcher Zeit wir aus unserem Claim

2750 Dollars nahmen. Folgende Umstände bewogen uns aber, nach dieser Zeit auch diesen Platz wieder aufzugeben und ostwärts tiefer in die Berge hinein zu ziehen. Zuvörderst war die Hitze am Gush zum Ersticken schwül geworden; hohe, steile Bergwände umschlossen denselben und wehrten jedem kühlenden Luftzuge den Zutritt. Alsdann wohnten wir dicht neben einem Store, welcher wie ein nimmer zu sättigendes Thier fast Alles wieder verschlang, was wir eben mit unsäglicher Mühe und Arbeit aus der Erde hervorgeholt hatten. Diesem Vielfraße wollten wir aus dem Wege gehen. Der Hauptgrund aber, den Gush zu verlassen, war eine monatliche Taxe von 20 Dollars, die auf jeden Goldsucher, der nicht amerikanischer Bürger war, gelegt wurde. Als die Compagnie auf meinen Betrieb sich weigerte, diese unbillige, weil nicht zugleich auf die Amerikaner gelegte, Taxe zu bezahlen, so wurde uns mit Pfändung gedroht. „Dem wollen wir wohl zuvorkommen!" sprach ich; „Freunde, ostwärts in's Gebirge! In der Nacht marschieren wir!"

Der folgende Morgen fand uns bereits mehre Meilen vom Rich Gush. Zehn Meilen setzten wir unseren Weg fort, da entdeckten wir einen schönen, großen Creek, um welchen herum der Wald noch undurchdringlich war. Hier war noch nie die Brechstange angesetzt, noch nie das Geräusch der Waschmaschine gehört worden. — Es wurde sogleich nach dem Reichthum des Creek's geforscht. Vier Fuß unter der Erdoberfläche fanden wir bereits den dem Goldsucher so erwünschten Grundfelsen oder Ledge. Die erste Pfanne Erde, die gewaschen wurde, gab uns 8 Dollars Ausbeute; die folgenden waren nicht minder reich. Dennoch mußten wir diesen Creek vorläufig aufgeben. Der Wasserandrang in der von uns gemachten Grube war nämlich allzu stark, das Wasser selbst dabei eiskalt, und — die Plage der Mosquitos an diesem Bache fast nicht zu ertragen. Mit dem Vorsatze, späterhin zurückzukehren, verließen wir deßhalb den Creek, untersuchten aber, bevor wir uns nach einer fernern

Gegend begaben, noch die benachbarten Gush's und Creek's, die zwar denselben Reichthum, aber auch denselben Wasserandrang hatten. Als dieß geschehen, zogen wir mit Sack und Pack davon.

Wir nahmen jetzt unseren Weg südwärts nach dem 45 Meilen entfernten Flusse Stanislaus, dessen Ufer wir nach 12 Tagen erreichten. Versuchsweise hatten wir unterwegs in den verschiedensten Minen, die wir passirten, gearbeitet, aber niemals ein gehörig befriedigendes Resultat gefunden.

Am Stanislaus angekommen, schlugen wir da, wo der große Cajotte-Creek sich in den Stanislaus ergießt, unser Lager auf. Hier hatten wir zunächst den einen Vortheil, daß wir die einzigen Arbeiter an diesem Creek waren, sodann den anderen, daß der nächste Store drei Meilen von uns entfernt lag. Dieser Store war am Kasens-Fleet, einer drei Meilen von unserem Camp entfernten Goldsucher-Station, wo eine große Gesellschaft von Amerikanern arbeitete. Einer von uns mußte von Zeit zu Zeit hinüberreiten, um von dort Lebensmittel zu holen. Zwar gab nun unser Creek dem Manne täglich etwa nur 8 Dollars; der Entfernung des Store wegen wurden aber sechs davon erübrigt, so daß nach vierzehntägiger Arbeit Jeder von uns doch achtzig und einige Dollars Ueberschuß hatte. Jetzt traf mich die Reihe, nach dem Store am Kasens-Fleet zu reiten. Was mir hier begegnete, verdient, ausführlicher erzählt zu werden.

Es war am 25. Juni des Jahres 1850, ungefähr 3 Uhr Nachmittags, als ich vor Mac Gray's Store am Kasens-Fleet ankam. Ich binde mein Maulthier vor der Thür an einen Baum und trete in den Store ein, um einzukaufen und zugleich auch ein Glas Wein zu trinken. Drinnen wartete meiner indessen nicht die angenehmste Scene. Es saß und lag ein Haufen zum Theil schwer betrunkener Amerikaner in dem Raume und erfüllte ihn mit Lärmen und Toben. An dergleichen Scenen ist man nun

allerdings in **Californien** gewöhnt. Ich achtete deßhalb auch wenig darauf, trat vielmehr ruhig an den Ladentisch und forderte zuerst zu meiner Stärkung ein Glas Brandy. Der Wirth reicht es mir. Kaum habe ich aber das Glas an den Mund gesetzt, als einer der Berauschten an mich heranspringt und das Glas sammt dem Brandy mir vor dem Munde wegschlägt, indem er dabei stammelnd folgende vulgäre Worte vorbringt: „You wo'n't*) drink without to treat the company!" welche bedeuten: „Du wirst nicht trinken, ohne daß Du die Compagnie tractirst!" „Yes," sage ich, vor Aerger zitternd, „i will drink without to treat, because you are drunken and your company!" d. h. „Ja, ich will trinken, ohne zu tractiren, weil Ihr betrunken seid, wie Eure Compagnie!" besänftige mich aber bald wieder und fordere ein zweites Glas. Eben habe ich dieses in die Hand genommen, so stürzt derselbe Ehrenmann mit gezogenem Messer auf mich zu. Ich habe zum Glück noch Zeit, über den Ladentisch zu springen und so dem Stiche zu entgehen. Jetzt ziehe ich aber meinen Revolver, halte ihn mit der Mündung gegen die Böswilligen und spreche mit kräftiger Stimme: „Der Erste von Euch, der mir naht, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit über den Haufen geschossen!" Als der Kerl dennoch vorspringen will, halten ihn die Uebrigen, bei meiner ernsten Miene für sein Leben besorgt, zurück. Jetzt wende ich mich an diese und spreche, auf meinen Beleidiger zeigend: „Wenn der Mann, aus was für einem Grunde auch, Genugthuung von mir fordert, so bin ich bereit, sie ihm augenblicklich zu geben." Es war dieß ein Kunstgriff von mir, im Augenblick ersonnen, um mich aus der höchst unheimlichen Lage zu erretten; denn offenbar hatte es die ganze Bande auf mein Leben abgesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ein **Ausländer** war. Die Amerikaner hier nämlich glauben, ein näheres Anrecht an das Gold des

---

*) wo'n't ist der gemeine Ausdruck für will not, d. h. „**will nicht**."

Gebirges zu haben und betrachten deßhalb die Einwanderer mit feindseligen Blicken. Wie ich bereits früher erwähnte, wird in Californien aus einem Morde kein großes Aufsehen gemacht. Ich hatte daher, indem ich Einzelner so Vielen allein gegenüber stand, Alles zu befürchten. Nun aber dachte ich, die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft, wenn auch nur vorläufig, von dem Hasse gegen mich ablenken zu können, wenn ich sie einem Zweikampfe zuwendete, da ein solches Vergnügen hier im Gebirge nie verachtet wird. Hatte ich aber Zeit gewonnen, so konnte ich, wer weiß durch welche unvorhergesehene Umstände — und auf solche rechnet man ja immer in der Noth! — vielleicht Alles gewinnen.

In der That hatte ich mich auch in dem Charakter meiner Amerikaner nicht verrechnet. Der Vorschlag zum Zweikampfe — und bei diesem war ich zunächst vor den Anderen sicher und hatte es nur mit einem zwar kräftigen, aber halb betrunkenen Kerl zu thun — wurde mit großem Jubel aufgenommen. Die Gesellschaft begab sich sofort vor die Thür, formirte einen Kreis und nahm mich und meinen Gegner in dessen Mitte, jedenfalls mit großem Vertrauen auf ihren Herkules hinschauend. Beide entkleideten wir uns bis auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, die der Gürtel halten mußte, und fielen auf den Ruf: „Push in!“ d. h. „Stoßt zu!“ zum Boxing oder Faustkampf aus. Schon nach wenigen Augenblicken traf ich meinen Gegner, der nüchtern mir allerdings weit überlegen gewesen wäre, mit einem kräftigen Faustschlage dergestalt auf die Nase, daß er rücklings taumelte, niederstürzte und den Kampf aufgeben mußte. Da wurde Frieden geschlossen. Um denselben so fest wie möglich zu besiegeln, ließ ich mehre Flasche Wein geben, die gemeinschaftlich geleert wurden.

Nun glaubte ich, außer aller Gefahr zu sein. Der Wirth hatte mir die geforderten Lebensmittel in die Reittasche gethan; ich nahm sie, bezahlte, schwang mich auf des Esels Rücken und

trat den Rückweg an. Aber der Hauptact des Dramas sollte erst kommen.

Ich bin etwa eine Meile weit geritten und am Ausgange des Thales angekommen, in welchem der Kasens-Fleet strömt, da gewahre ich, daß mein Gegner von vorhin zu Pferde dicht hinter mir ist. Es konnte ihm nämlich nicht schwer fallen, mich einzuholen, da mein ziemlich abgetriebenes Maulthier nur im Schritte gegangen war. Bei mir angekommen, wählt er sich meinen mageren Esel zum Gegenstande des Spottes. Um den längeren Streit zu vermeiden, erwiedere ich kein Wort, sondern greife nach meinem Revolver. Das mochte der Feind nicht bemerkt, vielmehr mein Schweigen für Feigheit genommen haben; denn er zog sein langes Messer, sprengte auf mich zu und führte einen Stoß nach mir. Kaum sehe ich das Blinken des Stahls, so fällt auch schon mein Schuß, und der Kerl sinkt vom Pferde. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen, während ich nur eine leichte Schramme an der Schulter empfangen hatte. Ich springe sofort vom Esel und untersuche die Wunde des Getroffenen.

Während ich damit beschäftigt bin, werde ich von mehren Amerikanern, die in der Nähe arbeiteten, umringt. Sie nehmen mich gefangen und bringen mich trotz meinem Sträuben zu Master Gray's Store zurück. Hier untersuchte ein Arzt, der zufällig in Kasens-Fleet war, die Wunde meines ebenfalls dorthin mühsam transportirten Gegners und erklärte sie für eine tödtliche.

Jetzt war es aller Wahrscheinlichkeit nach um mich geschehen. Der Verwundete zählte nämlich unter den Anwesenden nicht nur viele Freunde, sondern es hatten sich auch seine zwei Brüder eingefunden. Zwölf aus der Bande traten zum Gericht über mich zusammen und verurtheilten mich, obwohl der Verwundete noch am Leben war, und ohne mich eines Verhörs zu würdigen, zum Tode durch den Strang. Damit sämmtliche Amerikaner

aus diesem Thale zusammengerufen werden konnten, um den Genuß der Hinrichtung eines Europäers zu haben, sollte die Execution erst am nächsten Morgen um 7 Uhr vor sich gehen. Ich ward, an den Füßen geknebelt, in eine Ecke des Store gesetzt, und vier Männer erhielten den Auftrag, mich sorgsam zu bewachen. Als man dieß besorgt hatte, begann das Trinkgelage von Neuem. Die Unmenschen leerten eine Flasche nach der anderen, voll Jubels, daß sie einen „Deutschmann" zum Hangen hatten. Sie tranken mir spottend zu und höhnten, daß es jedem Deutschmann so wie mir ergehen müsse.

Ich kauerte dabei in meiner Ecke, nicht eben den angenehmsten Betrachtungen hingegeben. Ein Plan zur Rettung wurde nach dem anderen entworfen; alle aber zeigten sich als unausführbar und mußten wieder verworfen werden. Doch, siehe! plötzlich fiel ein kleiner Lichtschimmer in meine verzweiflungsvolle Lage. Ich erblicke durch die Fensteröffnung sich Jemand nähern. Er bindet seinen Esel an der Thür an und tritt herein, sich ein Glas Brandy fordernd. Der Mann war mir freilich bis jetzt im Gebirge noch nicht zu Gesicht gekommen; aber ich erkannte an dem Accente, womit er das Englische sprach, daß er ein Deutscher sein müsse. Ich rede ihn sofort in meiner Muttersprache an und gebe ihm in möglichster Kürze einige Andeutungen über mein Schicksal. Er würdigt mich aber keiner Antwort, ja, kaum eines Blickes. Dagegen beginnt er, mit den Amerikanern, die ihn — so viel ich verstand — Carpus nannten, zu scherzen und läßt denselben sogar Wein reichen. Nach kurzer Frist verläßt er dann den Store wieder, schwingt sich auf den Esel und reitet langsam dahin. Es währte lange Zeit, ehe ich ihn aus den Augen verlor; so gemächlich saß er auf dem Rücken seines Thieres. — Also auch dieser Lichtschimmer in meiner jetzigen trüben Lage war wieder hoffnungslos verschwunden! Es brach für mich eine doppelte Nacht an: die Nacht am Himmel und die Nacht in meinem Gemüthe.

Nimmer vergesse ich sie, diese qualvolle Nacht, welche ich unter niederträchtigen betrunkenen Feinden und vier ziemlich nüchternen Wächtern zubrachte! Ich versuchte ein Mittel, sie abzukürzen, das zugleich den höhnenden Amerikanern ein Zeugniß meines Gleichmuths sein sollte.

Da ich mit Geld reichlich versehen war, so ließ ich mir eine Büchse Austern nebst Ale und endlich noch Champagner zum Abendessen geben, kann aber versichern, daß namentlich die Austern mir nie schlechter gemundet haben, als an diesem Abende. Wohler thaten mir das Ale und der Champagner, wovon ich eine große Quantität zu mir nahm, ohne nur im Geringsten davon betäubt zu werden. Die heftige Gemüthsaufregung mag daran Schuld gewesen sein. Wer mich kennt, der weiß, daß ich dem Tode ruhig in's Angesicht blicken kann. Unter den jetzt hier obwaltenden Verhältnissen war er mir aber doch in der That sehr zuwider. Die ganze Nacht hindurch kam natürlich kein Schlaf in meine Augen. Nebenbei hatte ich die Aufgabe, vor meinen Wächtern den Starken zu spielen. Ich wußte ihnen manches Lächeln durch meine Scherze abzugewinnen, so daß sogar Einer derselben mir das hier ehrenvolle Zeugniß gab: „Niemand kann Dich einen Feigling nennen!"

Endlich brach der Morgen an. Um 6 Uhr kamen die ehrenwerthen Richter der Lynch, welche mich verurtheilt hatten, geführt von dem Sheriff. Sie traten ein; vor der Thür aber versammelte sich ein großer Haufe von Zuschauern — wie sich von selbst versteht, nur Amerikaner. Der noch halb trunkene Sheriff führte mich hinaus zu einem etwa zwanzig Schritt entfernten Baume. An diesen wurde ich gestellt, und ein Kreis um mich gebildet. In diesen Kreis nun trat der Scheriff selber mit hinein, affectirte die Haltung eines Geistlichen, ließ sich eine große englische Bibel reichen und las mir daraus ein Capitel vor. Dann aber gab er plötzlich die Verstellung auf und sagte, die Bibel zurückreichend, mit hohnlallender Stimme: „That is all humbug!

you take some thingum to drink; you have yet one hour last, till the rope is ready!“ zu Deutsch: „Das ist alles Unsinn; nehmet irgend Etwas zu trinken; Ihr habt noch eine letzte Stunde, bis das Seil fertig ist!“ Ich erwiederte mit dem Anscheine des Vergnügens, daß ich gegen eine Cigarre und ein Glas Brandy Nichts einzuwenden hätte. Man brachte Cigarren, Flaschen und Gläser und vertheilte die Getränke in der Gesellschaft. Es wurde wacker getrunken. Als eine durchaus heitere Stimmung eingetreten war, erhob ich mein Glas und brachte einen Toast auf die Gerechtigkeit der Amerikaner aus. Ich hatte meine Worte so kräftig und mit solchem Scheine der Wahrheit gesprochen, daß Alle jubelnd einstimmten, der jetzt wieder fast ganz trunkene Sheriff aber mir um den Hals fiel und stammelte, es wäre eigentlich Schade, daß ich gehangen würde; aber es müsse doch die Gerechtigkeit ihren Lauf haben. Jetzt suchte ich die Bande zum tüchtigen Trinken zu animiren, fand aber dabei heftigen Widerstand durch die Brüder des von mir Verwundeten, welche es dahin brachten, daß die Flaschen bei Seite geschafft, und die Vorbereitungen zur Hinrichtung rascher getroffen wurden. Die auf die Trunkenheit der Gesellschaft gesetzte Hoffnung schlug also auch fehl.

Ich zog jetzt meine Uhr. Sie zeigte fünf Minuten nach halb sieben; noch fünf und zwanzig Minuten hatte ich also zu leben!

Da erhebe ich zufällig meine Augen zu dem Gipfel des meinem Gesicht gegenüberliegenden Berges, welchen meine vor mir stehenden Peiniger aber ziemlich im Rücken hatten. Es führte über diesen Berg die Straße nach Engels-Diggins. O, zweifelhafte Hoffnung! Ich sehe auf dem Bergwege einige Reiter zum Vorschein kommen, deren Zahl sich fortwährend durch Nachzug vermehrt. Sie nehmen offenbar die Richtung nach unserem Platze. Schon sind sie den Abhang herunter. Ich glaube zu erkennen, daß es Deutsche, Franzosen und Spanier

sind; ich wußte zugleich, daß in Engels-Diggins die Kinder dieser Nationen arbeiteten. — Inzwischen war die Minute meiner Hinrichtung herangekommen. „Dich wird jetzt Keiner befreien!" sagte der Sheriff, als plötzlich hinter seinem Rücken der Ruf erscholl: „O! Wir!" Die Schaar der Deutschen, Franzosen und Spanier hatte sich nämlich leise und unbeachtet genähert. Der Anführer derselben trat vor den Sheriff und rief, ihn barsch anfahrend: „Was geht hier vor?" — „Wir sind im Begriff, einen „damned Deutschmann" zu hängen," war die trotzige Antwort. „Wer hat gerichtet?" fragte der Erstere weiter. — „Wir!" war der lakonische Bescheid. — „Ihr habt falsch gerichtet," sagte jetzt mein Landsmann — denn ein solcher war er und führte den Namen Braun. „Ihr habt falsch gerichtet und nicht nach unserem Gesetz. Wenn Ihr einen Deutschen richten wollt, so muß die Jury zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Amerikanern bestehen. Es soll sofort eine so zusammengesetzte Jury gebildet werden. Wollt Ihr das nicht, so entreißen wir Euch den Gefangenen ohne alle Umstände."

Daß die Amerikaner höchst unangenehm überrascht waren, brauche ich nicht besonders zu bemerken. Dennoch wollten sie mich nicht ohne Weiteres frei geben; vielmehr hielten sie für möglich, meinen Tod trotz der anders zusammenzusetzenden Jury zu erreichen. Der Uebermacht also nachgebend — denn hundert nüchterne, gut bewaffnete Freunde von mir hatten sie umringt — und auch ihres ungerechten Gerichtsverfahrens wegen beschämt, traten sie zusammen und wählten sechs Richter aus ihrer Mitte. Ebenso thaten meine Befreier. Die neue Jury nahm an einem langen Tische Platz, vor den ich treten mußte. Jetzt wurden der Ordnung gemäß meine Ankläger, aber auch ich verhört. Es ergab sich, daß ich der Angefallene gewesen war und nur jene Nothhülfe gebraucht hatte, die durchaus hier im Gebirge erlaubt ist. Zwanzig Minuten dauerte die Sitzung; dann war ich völlig frei gesprochen. Selbst die sämmtlichen sechs

amerikanischen Mitglieder der Jury hatten sich aus einem gewissen Schamgefühl nicht geweigert, über mich das „Not guilty!“ (Nicht strafbar!) auszusprechen. Im Triumphe wurde ich von meinen Befreiern in den Store zurückgeführt, woselbst nach einigen Stunden die Entdeckung gemacht wurde, daß kein Getränk mehr zu haben sei. Ich nahm unter den wärmsten Danksagungen von meinen Rettern Abschied, bestieg dann mein Thier und ritt, nachdem mir auch die abgenommenen Waffen zurückerstattet waren, nach unserem Camp zurück. Hier konnte ich bereits nach drei Viertelstunden mein Abenteuer den beiden Arbeitsgenossen erzählen, die in ihrer Einsamkeit kein Wort von meiner Todesgefahr vernommen und den Grund meines Ausbleibens lediglich der Anziehungskraft der Flasche zugeschrieben hatten.

Zur Erklärung der mir widerfahrenen Rettung muß ich noch Folgendes bemerken. Es war von vorn herein die Absicht des Carpus gewesen, mich zu retten. Aus Vorsicht indessen hatte er allen Schein eines solchen Planes vermieden, mich auch aus dem nämlichen Grunde keiner Antwort und selbst keines Blicks gewürdigt; aus Vorsicht war er, so lange er vom Store aus gesehen werden konnte, schlendernd dahin geritten. Seine List, die Amerikaner zu täuschen, gelang ihm vollkommen. Dann aber, jenseit des Berges, war er in gestrecktem Galopp nach Engels-Diggins, welcher Ort 10 Meilen von Kasens-Fleet entfernt ist, und von da nach Morpheus-Creek und anderen Minen geritten und hatte, die Nacht zu Hülfe nehmend, die Retterschaar zusammengebracht; denn in Engels-Diggins, Morpheus-Creek arbeiteten nur Ausländer. Die Schaar hatte sich so früh auf den Weg gemacht, daß sie wohl um halb vier Uhr in Kasens-Fleet hätte ankommen können. Um indessen der Sache der Befreiung rechten Pomp zu geben und den Amerikanern die verdiente Ueberraschung zu bereiten, hatte sie hinter dem nächsten Berge Halt gemacht, um dort den Anfang der

Execution abzuwarten, dann aber zur Rettung herbei zu eilen. Im schlimmsten Falle konnte sie bei gestrecktem Galopp in drei bis vier Minuten auf dem Richtplatze sein. — So ist das Leben bei uns hier im Goldlande Californien; auch bei der ernstesten, ängstlichsten Angelegenheit mangelt nimmer der — Humor! —

So war ich also wohlbehalten wieder bei meinen Gefährten. Nachdem sie mein Abenteuer vernommen, waren sie mit mir der Meinung, daß wir in dieser Gegend der nahen Amerikaner wegen nicht mehr mit vollkommener Sicherheit wohnen könnten. War ich auch dießmal freigesprochen und mit der bloßen Angst davongekommen, Wer bürgte dafür, daß ich ein zweites Mal eben so glücklich sein, daß vielmehr nicht schreckliche Rache erwachen würde? Es wurde deßhalb der Plan gefaßt, lieber trotz der Taxe nach Rich-Gush zurückzukehren, als hier so vielen Feinden nahe zu bleiben. Gleich mit dem Anbruche des folgenden Tages gingen wir an die Ausführung dieses Planes.

Am Besten hätten wir allerdings gethan, wenn wir unseren Weg über Kasens-Fleet genommen hätten, weil wir dann den nächsten Weg gegangen sein würden. Um jedoch die Amerikaner zu vermeiden, schlugen wir die Straße über ein hohes, unwegsames Gebirge ein. Am Abende des zweiten Tages seit unserem Aufbruche von dem Cajotte-Creek erreichten wir Mac-Kinny-Diggins. Eine Meile vor diesem Orte liegt der große Indianer-Camp des ersten Häuptlings Kose-Kosus. Die Herrschaft dieses Häuptlings umfaßt ein Territorium von etwa 800 Meilen (engl.) in die Länge und 400 Meilen in die Breite und dehnt sich nach dem Innern Amerika's zu aus. Er kann gegen 15,000 Krieger ins Feld stellen und ist gewissermaßen für sein Volk, was einst Cyrus für die Perser, Arminius für die Deutschen, Peter der Große für die Russen war. In einem spanischen Jesuiten-Kloster erzogen und gebildet, ist er dennoch zu seinem Volke in die Wälder zurückgekehrt

und lebt hier nach den Sitten seiner Nation im freien Camp, umgeben von seinen Weibern und Dienerinnen.

Als wir bei dem Camp des Kose-Kosus angekommen waren, ließ ich meine beiden Gefährten vorausgehen; ich selber blieb zurück, um erst dem Häuptlinge einen kurzen Besuch zu machen. Dieß Recht konnte ich mir aus mehrfachen Gründen allerdings nehmen. Ich war nämlich schon früher zu verschiedenen Malen auf meinen Streifereien und Jagdzügen mit ihm zusammengetroffen und dann stets von ihm freundlich aufgenommen worden. Alsdann machte mich meine Kenntniß der spanischen Sprache ihm lieb, indem er, unkundig der übrigen ausländischen Sprachen, wie sie im Gebirge gesprochen werden, mit mir sich vermittelst des Spanischen verständigen konnte. Endlich liebt er die Europäer im Allgemeinen und zieht sie zwar nicht seinen Indianern, wohl aber den „Amerikanern," d. h. den Bürgern der nordamerikanischen Freistaaten, seinen natürlichen Feinden, bei Weitem vor. Uns Ausländer, die wir ihm immer zuvorkommend begegneten, betrachtet er nicht als Diejenigen, welche es auf die Ausrottung seines Geschlechts abgesehen hätten. So begab ich mich denn in seinen Camp, nicht aus Neugierde, oder aus Interesse, sondern um einen wirklichen, offenbaren Freund zu besuchen.

Kose-Kosus wohnte in einer Erdhütte, die inwendig mit schönen Decken bekleidet und höchst comfortable eingerichtet war. Als ich eintrat, fand ich indeß nicht den fröhlichen Gruß und Empfang, den ich in meiner heiteren Laune wohl erwartet hatte; doch würde man irren, wenn man etwa aus diesem Geständniß auf eine unfreundliche Aufnahme schließen wollte. Die Fröhlichkeit fehlte nur um eines traurigen, mich selber mit Betrübniß erfüllenden Umstandes willen. Kose-Kosus lag nämlich fieberkrank auf seinem der Eingangsthür gegenüber befindlichen Lager. Seine Frauen umgaben ihn mit schmerzvoller Miene. Er schlummerte. Doch bald schlug er die Augen auf, erkannte

mich sofort wieder und sprach, wenn auch mit schwacher Stimme, seine Freude darüber aus, daß er mich an seinem Lager sähe. Ich mußte mich neben ihn setzen, die Geschichte seiner Krankheit hören und versprechen, einige Zeit bei ihm zu verweilen. Damit meine Gefährten sich meines Ausbleibens halber nicht beunruhigen möchten, gab er Befehl, daß ein Indianer ihnen sofort nachgesandt würde, um sie mit den erforderlichen Nachrichten über mich zu versehen. Ich selber blieb nun bei dem kranken Häuptling und unterhielt ihn bis spät in die Nacht hinein durch die Erzählung meiner Lebensereignisse, der er mit sichtlicher Theilnahme und großem Vergnügen zuhörte. Dann wurde mir in seinem Zimmer ein weiches Lager aufgeschlagen, so daß ich einen erquickenden Schlaf genoß, wie ich ihn lange nicht gehabt hatte.

Am folgenden Tage bat mich der Häuptling um eine Gefälligkeit, deren Erfüllung ich ihm natürlich mit dem größten Vergnügen zusagte. „Ich bin," sprach er, „nun bereits zweimal nach San Antonio gereist, um den dort wohnenden amerikanischen Arzt wegen meiner Krankheit zu Rathe zu ziehen, habe ihn aber das erste Mal nicht zu Hause angetroffen und das zweite Mal wegen meiner Unkenntniß der englischen Sprache mich ihm nicht verständlich machen können. Willst Du nicht mich heute zu ihm begleiten und mein Dolmetscher sein?" — Als ich „Ja" gesagt, wurde ein Fuhrwerk bespannt, und bald hatten wir das nur drei Meilen entfernte San Antonio erreicht. Glücklicher Weise trafen wir den Arzt zu Hause, der nun, durch mich gehörig instruirt, das Erforderliche dem Kranken verordnen konnte, und waren um die Mittagszeit schon wieder im Camp. Jetzt bat ich aber Kosus, mich meinen Freunden nachziehen zu lassen. Mit vielem, herzlichen Dank entließ er mich und schenkte mir aus Erkenntlichkeit für den geringen ihm geleisteten Dienst, als ich ihm Lebewohl sagte — eine junge Indianerin von seinem Stamme. Das Mädchen war für eine Indianerin sehr

fein und hübsch. Ich verließ mit ihr Nachmittags den Camp und holte meine Gefährten noch am selbigen Tage ein, bevor sie selbst Rich-Gush erreicht. Sie hatten sich unterwegs bei dem einen und dem anderen Creek aufgehalten und erzählten mir, wie der von Kose-Kosus und mir als Bote abgesandte Indianer zwar zu ihnen gestoßen sei, sich ihnen aber so wenig habe verständlich machen können, daß sie nur im Allgemeinen auf die Vermuthung gekommen wären, meinem Ausbleiben liege wenigstens keine schlimme Ursache zu Grunde.

Am nächst folgenden Tage kamen wir endlich wieder in Rich-Gush an und bezogen unseren alten Lagerplatz, ohne jedoch das Zelt aufzuschlagen. Gleich bei unserer Ankunft erschien nämlich der Sheriff auf's Neue mit der Mahnung, daß wir die Taxe bezahlen müßten. Das verdroß uns, und so faßten wir sogleich den Plan, unverzüglich wieder von dannen zu ziehen, und zwar dem von uns auf der letzten Fahrt zuerst ermittelten Creek zu. Um aber die Richtung, in welcher wir zögen, zu verbergen, wurde die Nacht zur Abreise bestimmt, nachdem wir am Abende vorher uns mit Lebensmitteln auf vierzehn Tage im Store versehen hatten. Nachts um 1 Uhr beluden wir unsere Thiere und wanderten ostwärts, bis wir mit dem Anbruche des Tages unsern Creek erreichten.

Hier waren wir nun die alleinigen gebietenden Herren. Vor allen Dingen mußte jetzt dem Creek oder dem Gush ein Name gegeben werden, was jedes Mal durch den Entdecker geschieht. Auf meinen Vorschlag kamen wir überein, der vielen hier sich aufhaltenden Mosquitos wegen den Ort Mosquito-Gush zu taufen. Ich nahm Wasser aus dem Bach, sprengte es wieder hinein und nannte dabei den Namen: „Mosquito-Gush."

Hierauf schlugen wir unser Zelt am Bache auf und begannen am nächsten Morgen die Arbeit. Bevor ich jedoch von ihrem

Erfolge erzähle, sei Einiges über diesen Platz und über unsere Lebensweise an demselben hier bemerkt.

Zunächst muß ich andeuten, daß uns die Anwesenheit meiner Indianerin von großem Nutzen war. Da ihr als Magd die Besorgung des Hauswesens oblag, waren wir dieser, für einen Mann höchst lästigen und unangenehmen Arbeit überhoben. Da ich nach indianischer Sitte als ihr rechtmäßiger Herr durchaus über sie verfügen konnte, so mußte sie fleißig kochen, die Kleider reinigen, sie ausbessern und dergleichen Dinge mehr verrichten. — Alsdann muß ich erwähnen, daß die Mosquitos eine große Plage für uns waren. Um diese abscheulichen Insecten zu vertreiben, zündeten wir um den Gush her das dürre Gestrüpp an. Das Feuer griff natürlich um sich und entzündete auch die trockenen Tannen. Acht Nächte hindurch hatten wir somit den Anblick des prachtvollsten Feuerwerks. Als nämlich die dürren Sträucher niedergebrannt waren, flammten doch die harzreichen Tannen noch lang nach, bis sie, niederstürzend, mit ihren Funken wie mit Millionen von Meteoren das Firmament erhellten. — Für Wildprett sorgte meine treffliche Büchse, und ich lieferte der Küche Hasen, Hirsche, kleine Waschbären und dergleichen. An besonders merkwürdigen Thieren traf ich hier die Stinkthiere in ziemlicher Menge an. Sie schlichen sich während der Nacht gewöhnlich an unser Zelt. Der Geruch eines durch sie verunreinigten Ortes ist unausstehlich. Ich wollte einst eines von ihnen mit der Stange tödten, um so der Bespritzung zu entgehen; aber es traf mich deßungeachtet mit seinem Wasser, womit es den Schwanz benetzt hatte, und das es eben mit dem Schwanze mir zuspritzte. Der in Folge davon an meinen Kleidern haftende Geruch war so unausstehlich und dabei so intensiv, daß ich meine ganze Kleidung wegwerfen und vergraben mußte. Das Thier ist übrigens nicht viel länger als einen Fuß, von schwärzlicher Farbe, mit hellerem Längsstreife auf dem Rücken. Außer dem Stinkthiere giebt es hier Panther, von denen ich

einen schoß; ferner verschiedene Arten kleiner, nicht gefährlicher Wölfe, endlich den „kleinen Waschbär" oder, wie Linné sagt, „Procyon lotor." Dieß Thier geht nur bei Nacht aus, ist im Ganzen schwarzbraun und hat ein sehr delicates Fleisch. Es mag etwa 2 Fuß lang und 1 Fuß hoch sein. Einen eigentlichen Bären konnte ich jedoch hier nicht erlegen, wie sehr ich es mir auch angelegen sein ließ. Zwar fand ich häufig Bären-Spuren, aber die „Braunen" oder vielmehr die „Schwarzen" selber kamen mir niemals zu Gesicht. —

Drei Wochen hatten wir in Mosquito-Gush zugebracht, als wir, eines Abends von unserer Arbeit zum Zelte zurückkehrend, recht unangenehm überrascht wurden. Die junge Indianerin war nämlich verschwunden. Sie hatte sich bereits während der letzten Tage höchst nachlässig und widerspenstig gezeigt, so daß ich mich veranlaßt fand, ihr in Folge dessen den Kopf gehörig zurecht zu setzen. Das mochte sie jedenfalls sehr übel genommen haben, hatte sich daher aufgemacht und war von dannen gegangen. Streng genommen, konnte ich es ihr nicht verdenken, und ich hätte es an ihrer Stelle eben so gemacht. Ist der Käfig auch noch so kostbar und geräumig, welcher Vogel bleibt freiwillig und gern darin, es wäre denn, daß seine Natur schon ganz verdorben ist? —

Jetzt vom Erfolge des Goldsuchens!

Während der ersten vierzehn Tage unserer Anwesenheit am Mosquito-Gush erwarben wir Drei zusammen etwas mehr als 1600 Dollars, so daß auf die Person gegen 540 Dollars kamen. Jetzt waren freilich die mitgebrachten Vorräthe verzehrt, und ich mußte mich deßhalb mit Hammerschmidt auf den Weg nach Rich-Gush machen, um deren neue herbei zu holen. Wir zogen mit unseren Thieren auf Umwegen dahin, um ja unseren Platz nicht zu verrathen. Leider war aber alle unsere Vorsicht vergebens; denn Hammerschmidt's Unbesonnenheit

verdarb in einem unbewachten Augenblicke die angestrengtesten, sorgsamsten Bemühungen zum Geheimhalten.

Als wir nämlich im Store zu Rich=Gush angekommen waren, sprach mein Gefährte in höchst vergnügter Laune dem Glase allzu stark zu, so daß er in kurzer Zeit die Kraft zu gehöriger Ueberlegung verloren hatte.

Während ich mich sorglos auf wenige Minuten nur aus dem Gastzimmer entfernte, zieht er seine Börse und schüttet den Inhalt derselben — gegen 50 Unzen großer, schöner Goldstücke — auf den Tisch, und zwar vor den Augen aller Anwesenden. Diese, durch die Größe und Schönheit des Goldes aufmerksam gemacht, fragen nach dem Platze, wo er arbeite, und in seiner Trunkenheit lallt er frohlockend: „In Mosquito=Gush! Hurrah für Mosquito=Gush!" Gleich als ob er damit noch nicht genug gesagt hätte, bezeichnet er ihnen obenein auch noch in seinem gebrochenen Englisch den Weg zu unserem Platze. Mein Erstaunen und mein Aerger waren nicht gering, als ich wieder eintrat. Ich versuchte jedoch einen Kunstgriff, um Hammerschmidt's Unbedachtsamkeit wo möglich wieder gut zu machen. Ich zog ihn nämlich auf mit einem Fehler, den er, wie ich sagte, stets in der Trunkenheit habe, dem Fehler des Renommirens und Aufschneidens. Was aber that der wunderliche — sonst freilich von mir so sehr geschätzte — Mann hierauf? Er betrug sich gegen mich als gegen Einen, der sein Wort unehrlich machen wolle, und schwur hoch und theuer, daß er durchaus nur die Wahrheit erzählt habe.

So wurde uns durch Hammerschmidt's Trunkenheit ein Querstrich durch unsere Rechnung gemacht. Am dritten Tage nach unserer Rückkehr an den Mosquito=Gush zeigten sich bereits die Folgen der unbesonnenen Schwatzhaftigkeit. Es kamen nämlich wohl an hundert Arbeiter von Rich=Gush angezogen und verwandelten unseren bisher so stillen, einsamen Platz in einen lärmenden Jahrmarkt. Jede günstige Aussicht

auf eine reiche Zukunft war nun für uns dahin. Statt daß wir uns, ohne zu claimen, die besten Stellen hätten aussuchen und sie bearbeiten können, den später nachfolgenden Arbeitern nur die Nachlese überlassend, mußten wir jetzt dem Gesetze zufolge unseren Claim nehmen und mit Aerger zusehen, wie Menschen, die uns ganz gleichgültig waren, neben uns an claimten und viel verdienten. Um das Unheil vollständig zu machen, war auch bald ein Store da, der manche Unze Goldes unnöthiger Weise aus der Tasche zog.

Wir Beide — Landrath und ich — hatten vollkommenste Ursache, auf Hammerschmidt ärgerlich zu sein. Da indessen Geschehenes nicht zu ändern ist, arbeiteten wir unter den ungünstig veränderten Verhältnissen bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolge weiter bis zum 10. October. Dieser Tag war Landrath's Geburtstag. Wir feierten ihn deßhalb in höchst fröhlicher Weise und zogen auch den Einen und den Anderen der übrigen Arbeiter in Mosquito-Gush zu unserem kleinen Feste. Aber eben diese Feier wurde der Grund zu meiner Trennung von den beiden bisherigen Genossen.

Wir hatten bis um die Mitternachtstunde hin getrunken. Da fange ich an, Hammerschmidt mit seiner Plauderhaftigkeit aufzuziehen, indem mir der böse Geist des Bacchus den Vorfall in Rich-Gush in die Erinnerung ruft. Hammerschmidt nimmt mir dieß übel. Aus dem anfänglichen Spaße wird nach und nach Ernst, und ich — gern gestehe ich jetzt, daß meine Gereiztheit nicht zu loben war — ich erkläre, daß ich mit den bisherigen Gefährten nicht ferner arbeiten wolle. Durch diese Erklärung war zwar die Freundschaft nicht gebrochen, aber das Band „Arbeitsgenossenschaft" zwischen den Beiden und mir gelöst.

Bereitwillig wäre ich nun zwar in jede andere Compagnie wieder aufgenommen worden; denn ein wenig Ruf war bereits seit längerer Zeit von meinem Glücke ausgegangen. Allein ich fühlte, daß ich für den Augenblick der Arbeit in den Minen

überdrüssig sei. Da ich ziemlich viel erworben hatte, so dachte ich: Warum sollst Du Dir nicht einen angenehmeren Winter verschaffen, als Du ihn hier im Gebirge haben kannst? Mein Plan war, auf einige Monate nach Valparaiso in Chili zu gehen, in diesem schönen Lande den Winter vergnügt zuzubringen und dann im Frühjahre wieder zu den Minen zurückzukehren.

Wie ich schnell in Entschlüssen bin, so liegt mir auch in der Regel deren Ausführung nicht fern. Gleich am anderen Tage verkaufte ich das möglichst Entbehrliche unter meinen Sachen, rechnete mit Hammerschmidt und Landrath ab, erhielt zu meinem Theile 8 Pfund Gold oder 1584 Dollars, steckte diese zu mir, nahm Abschied, bestieg mein Maulthier und ritt gegen Mittag von dannen. — Wie anders ist doch das Alles hier, als z. B. bei Euch in Deutschland! Dort besinnt man sich auf eine zu unternehmende Reise von 8 Tagen mindestens 8 Tage lang zuvor. Schuster und Schneider werden vorher in Bewegung gesetzt, die Kosten bis auf den Pfennig berechnet, und wo und wie man logiren werde, wird haarklein im Voraus bestimmt. Hier ist man wie der Zugvogel, der überall sein Nest zu finden weiß. Goldene Freiheit! Großartige Lebensanschauung! Es möge immerhin an seiner Scholle hangen bleiben, mit schwieligen Händen und demüthig gebeugten Hauptes sein Brot essen und den Kopf dazu schütteln, wenn Etwas sich ereignet, wovon er bisher Nichts gehört hatte — es möge Dieß thun, Wer nicht gelernt hat, daß der Horizont des Geistes um ein ganz Theil weiter ist, als der des leiblichen Auges! Wer aber weiß, daß die geflügelten Gedanken des Geistes weder an den Sternen, noch in den Tiefen der Erde ihre Gränze haben, sollte es für Den etwas so gar Absonderliches sein, wenn das Hylische an ihm, wenn der endliche Leib eine Reise von Tausenden von Meilen macht? —

Eine recht große; aber zugleich eine recht freudige Ueberraschung wurde mir auf dem Wege nach Stocton zu Theil.

Ich reite zunächst nach Rich-Gush und dann weiter das lange Rich-Gush-Thal entlang, um mich nach dem Macholme-Hill zu begeben. Am Ausgange des Rich-Gush-Thales angekommen, sehe ich vor mir einen Wanderer, den Stab in der Hand und auf dem Rücken das Gepäck. Wie? — dachte ich — trügen Dich auch Deine Sinne nicht? — Nein, sie hatten mich nicht getäuscht. Mein alter Freund Clausen lag an meiner Brust. O, Seligkeit des Wiedersehens, namentlich in einem Falle, wo bei der vorhergegangenen Trennung die Lippe nicht das Wort der Liebe sprach! Was ist die Trennung eben Großes, wenn man in Freundschaft, wenn man unter Liebesversicherungen geschieden ist? Aber welches Dunkel lastet immer auf dem Gemüthe nach der Trennung, wenn man sich sagen muß: O, hättest Du doch noch dieses oder jenes Wort der Liebe von Dem, welchen du verlassen hast! — Ein Jahr war fast vergangen, seitdem ich Clausen nicht gesehen. Jetzt war er wieder bei mir; ja, seit vier Monaten schon hatte er nicht gar fern von mir geweilt, ohne daß ich's wußte; schon seit vier Monaten war er, wie er mir erzählte, in das Gebirge zurückgekehrt und hatte in den Minen von Jesus Maria gearbeitet. Da er indessen hier kaum den nothdürftigsten Unterhalt erwarb, so befand er sich gerade auf dem Wege nach Rich-Gush, um dort sein Heil zu versuchen. Als er mir Dieß, so wie Alles, was ihm im Laufe des Jahres begegnet war, in der Kürze erzählt hatte, schloß er, da er mich vollständig reisefertig sah, mit der Frage: „Und wohin willst Du jetzt?" — „Dahin" — antwortete ich — „wohin auch Du jetzt gehen wirst! Ich habe seit unserer Trennung viel Gold aus der Erde gehoben und will nun den Winter in dem paradiesischen Valparaiso zubringen. Du aber, lieber Freund, Du mußt mich dahin begleiten; einen größeren Freundschaftsdienst kannst Du mir, kannst Du meinem Herzen nicht erweisen, als wenn Du mit mir gehst. Hier sind" — fuhr ich fort auf meine Börse zeigend — „hier sind 500

Dollars für Dich übrig. Nimm sie und bezahle sie zurück, wann Du kannst, oder vielmehr, wann Du willst; betrachte sie ganz und gar als Dein Eigenthum. Nimm sie und komm mit mir!" Aber meine Bitten scheiterten an den Grundsätzen des Edelmüthigen. Als ich sah, wie alles Dringen und Bitten fruchtlos blieb, sprach ich weiter zu ihm: „Nun, wenn Du durchaus nicht mit mir ziehen willst, so gehe wenigstens nicht nach Rich-Gush, sondern wähle meinen Mosquito-Gush; es wird Dir dort nicht fehlen. Wir sehen uns am Mosquito-Gush im Frühling wieder!" — „Wenn Du etwa nicht schon früher kommst," gab, mit einer bedeutsamen Miene fein lächelnd, der Freund zur Antwort; „wenn Du nicht früher schon kommst, was ich zwar meinethalben gern sähe, Deinethalben aber nicht wünschen möchte!" — Nach einer herzlichen Umarmung schieden wir, und zwar dießmal wie zwei von Natur zusammengehörende Freunde; er wanderte den Rich-Gush entlang, und mein Maulthier suchte zwar nicht „im Nebel," auch nicht gerade auf einem „Wolkenstege" seinen Weg, aber doch wenigstens den Gebirgsweg nach dem Macholme-Hill.

Am folgenden Abende traf ich in Stocton ein und fand den Platz ungemein verändert; es war hier aus dem früheren Lagerplatze binnen Jahresfrist eine ansehnliche, bevölkerte Stadt mit Gast- und Handelshäusern entstanden. Von dem langen Ritte über Stock und Stein ziemlich entkräftet, suchte ich vor allen Dingen ein Gasthaus auf. Als hier mein Maulthier Stallung gefunden, meine Sachen aber in mein Cabinet gebracht waren, nahm ich eine gute Mahlzeit zu mir, durch welche meine Augen wieder wacker wurden, wie die Augen Jonathan's, da er sich am verbotenen Honig gelabt hatte, und ging dann zur Ruhe. Wie süß ist der Schlaf dem Entkräfteten! Tausend schöne Bilder umschweben den Träumenden; er ist im Lande der Feen; er fühlt nicht die Last des plumpen Körpers; er wandelt mit seinem verklärten Leibe in dem Aether, in dem Reiche der

Geister! Aber wenn dann Merkur kommt mit dem Stabe und schließt das Auge auf zu neuem Wachen, dann liegt der Mensch wieder da in seiner jämmerlichen Beschränktheit, umgeben von nüchterner Wirklichkeit, von schweren Gedanken und peinigenden Sorgen. So ging es mir bei dem Erwachen und während des Tages, bis endlich, als der Abend hereindunkelte, Titania auch in die Wirklichkeit meines Lebens von ihren Blumen ausstreuete.

Als ich erwachte, konnte ich meine vom Ritte gerenkten Glieder kaum bewegen. Erst nach vielem Probiren, wobei Beine und Arme bei jedem folgenden Ansatze immer etwas gelenker wurden und sich in den Gelenken besser krümmten, bringe ich es endlich dahin, meinen Körper über den Bord des Lagers zu schaffen. Ein paar tiefe Athemzüge bringen die Lungen wieder in Gang, und endlich thut noch der Kaffee das Seinige, um der ganzen Maschine auf's Neue das rechte Leben zu geben. Hierauf gehe ich in den Straßen Stocton's spatzieren, treffe dort zu meiner großen Freude einige meiner Bekannten vom Gebirge her und trete mit ihnen in ein Spielhaus, um in ihrer Gesellschaft ein Glas Wein zu trinken. Hier wurde bereits gespielt, und zwar an einer Silber- und an einer Goldbank. Bei der ersteren war das Bankcapital nur ein geringes. Ich hatte 100 Dollars zu mir gesteckt und dachte, ein paar verlorene Sätze würden mich nicht gerade arm machen. Ich trete deßhalb an die Silberbank und bin von einem so fabelhaften Glück begünstigt, daß ich ungeachtet der geringeren Sätze diese binnen einer Stunde gesprengt und gegen 1700 Dollars in Silber-Dollarstücken in meiner Tasche habe. Meine Freunde rathen mir jetzt aufzuhören. Aber kühn gemacht und vom Champagner belebt, lasse ich mir nicht rathen, sondern trete jetzt auch an die Goldbank, deren Capital etwa 50,000 Dollars betrug. Hier aber wurde ich gestraft. Nach Ablauf einer anderen Stunde habe ich nicht nur die eben gewonnenen 1700, sondern obenein

auch noch meine ursprünglichen 100 Dollars verloren. Sofort stürze ich nach meinem Quartier und bin bald mit meinem ganzen Goldreichthum wieder da. Auch diesen sehe ich in kurzer Zeit verschwinden; dazu noch 45 Dollars, die mir einer der Freunde geliehen. Jetzt erinnere ich mich, daß ich ja noch ein Maulthier in meinem Vermögen habe. Mein Wirth nimmt es mir für 50 Dollars ab. Ich kehre mit diesem Gelde an die Bank zurück, zahle zuerst die geliehenen 45 Dollars ab und setze dann die letzten mir übrig gebliebenen 5 Dollars mit der dem Spieler eigenthümlichen Gemüthsruhe auf die „Sieben." Ich gewinne; ich verdoppele den Satz und gewinne von Neuem, und so folgt eine lange Reihe der glücklichsten Sätze, in Folge deren ich nicht nur wieder zu meinem Vermögen, sondern auch zu einem Ueberschusse von 340 Dollars komme. Jetzt fühle ich, daß der Wein mir zu Kopfe steigt, und der gute Genius treibt mich an, daß ich den Gewinst in den ledernen Leibgurt stecke und hinaus auf die Straße gehe.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als Dieß geschah. Auf der Straße ist ebenfalls mein guter Genius bei mir; denn er läßt mich einem geschätzten Freunde, dem Dr. Höschner, begegnen. Höschner ist ein Deutscher, hat seit längerer Zeit in Stocton ein Engros-Geschäft und steht mit den meisten Storehaltern des Gebirges in Handelsverbindung, indem diese von ihm ihre Waaren beziehen. Im Store von Rich-Gush war ich oft mit ihm zusammengetroffen, und wir hatten gegenseitige Freundschaft geschlossen. Höschner ladet mich zum Mittagsessen bei sich ein, und ich verlebe in seiner, seiner Frau und anderer Anwesenden Gesellschaft einen der vergnügtesten Mittage. Wie gut Höschner es mit mir meinte, das geht daraus hervor, daß er mir nach Tische mein Gold abnahm und mich nöthigte, einen Mittagsschlaf zu halten, augenscheinlich, weil er verhindern wollte, daß ich in meiner aufgeregten Stimmung etwa wieder ein Spielhaus beträte. Als ich gegen Abend erwacht,

händigt er mir mein Geld wieder ein und führt mich dann zum Ufer des St. Joachim, wo ein Dampfboot im Begriff war nach San Francisco abzugehen. Mit den Worten: „M., ich fürchte fast, ich sehe Dich bald wieder!“ läßt er mich an Bord steigen. Zum Kukuk! dachte ich, was soll Das bedeuten? Schon Clausen hat Dir etwas Aehnliches gesagt, und hier hörst Du's schon wieder! — Ich werfe dem Freunde eine Kußhand zu und fahre ab. Am anderen Morgen trat ich bei San Francisco an's Land.

In San Francisco sagt mir sofort ein Anschlagzettel, daß der Kirkwood, eine feine Barke, nach Verlauf von acht Tagen nach Valparaiso absegeln werde. Ich ging daher an Bord dieses Schiffes, noch ehe ich mich nach einem Hôtel umgesehen hatte, bezahlte dem Capitän 100 Dollars als Passage-Geld für die Ueberfahrt in der Cajüte und erhielt von ihm den Bescheid, daß ich in drei Tagen bereits meine Wohnung auf dem Schiffe beziehen könne, bis dahin aber allerdings in der Stadt mein Unterkommen suchen müsse.

Was sollte ich nun diese lange Zeit hindurch in der Stadt beginnen? War es denn möglich, die Scylla des Spiels zu vermeiden? Zunächst wurde ein Frühstück genossen, darauf der unmodische, wenig elegante Gebirgsanzug mit einer fashionablen Kleidung, wie sie hier fertig zu kaufen ist, vertauscht. Was aber sollte ich nun thun, um nicht zu spielen? Halt! dachte ich; zu Fuße kommst Du dem Spiel nicht aus dem Wege, Du sollst ihm aus dem Wege reiten. Sofort war ein Pferd gemiethet, das mich nach der 5 Meilen entfernten Mission Santo-Dolores trug. Hier wohnte ich einem Feste bei, das zum Gedächtniß der Gründung dieser Mission gefeiert und mit einem Stiergefecht beschlossen wurde. Müde war ich Abends von diesem Ritte wieder heimgekommen und begab mich sogleich zu Bett. Ein Tag von ähnlichen drei bösen Tagen, die so oft in deutschen Mährchen erwähnt werden, war also glücklich überstanden,

ohne daß der Kobold mir an's Genick gekommen war. Wird er mich aber nicht am zweiten fassen? Zum Unglück erwache ich am anderen Morgen schon früh, und jeder Versuch, wieder einzuschlafen, ist vergeblich. Waren dadurch die Stunden der Versuchung nicht vermehrt? „Nein!“ — rief ich, sprang mit diesem vielsagenden Worte vom Lager, trank eine Tasse Kaffee, lief zum Hafen, miethete ein kleines Boot und fuhr bis zum Abend auf den schönen Wellen spatzieren. Mit Speisen hatte ich mich versorgt, und indem ich nun mit meiner Büchse manche schwimmende und manche fliegende Möve holte, verging mir der Tag höchst angenehm. Am Abend suchte ich schnell meine Schlafdecke wieder heim. Der zweite Tag war also auch vorüber. Puck, hast Du vielleicht Deine Haupt-Neckerei auf den dritten Tag verspart? O nein, guter Puck, diesen Tag ließest Du einen Sonntag sein, an welchem Tage jetzt in Francisco durchaus nicht gespielt werden darf. Was hatte es nun für Noth? Auch der dritte Tag war glücklich vergangen!

Am Montag Morgens ging ich an Bord und verließ nun das Schiff die ganze Woche nicht. Hatte ich doch auch am Lande Nichts mehr zu besorgen und auf dem Schiffe die beste Unterhaltung. Hier fand ich nämlich einen Landsmann, Namens Jacques Brodeck. Er war aus Holstein gebürtig und hatte zwei Jahre in Deutschland studirt. Da er ohne Geldmittel war, so hatte ihm der Capitän, ein Bekannter von ihm, für die Dauer seiner Anwesenheit im Hafen freie Wohnung auf dem Schiffe gegeben. Mit ihm spielte ich fast den ganzen Tag über Schach. Der Sonntag war zum Segeln bestimmt. Am Sonnabend früh legt unser Schiff noch einmal dicht an das Land, um die letzten Provisionen einzunehmen. Dieser Tag war mein Unglückstag! Puck siegte noch zu guter Letzt.

Ein Sprung trennte uns nur vom Lande. „Jacques,“ sage ich, „wie wäre es, wenn wir zusammen an's Land gingen und zum Abschiede eine Flasche Champagner tränken?“ Er schlug

ein, und wir sitzen bald am grünen Tische, den schäumenden Wein in den Gläsern. Als wir die Flasche getrunken, sage ich: „Ich will doch sehen, ob ich die Flasche nicht gewinnen kann!" trete an den Spieltisch und setze drei Dollars auf eine Karte, welche gewinnt. „Da können wir am Ende gar noch die zweite Flasche umsonst trinken!" fahre ich fort, spiele weiter und gewinne richtig nicht nur die zweite, sondern auch noch eine dritte Flasche. Jetzt glaubte ich, mein Glück von Stocton wäre bei mir. Ich schnalle meinen Gurt los und setze 200 Dollars auf eine Karte. Sie gehen verloren. Wärmer werdend, fahre ich fort im Spiel. Der nächste Satz von 300 Dollars wird ebenfalls vom Bankhalter eingestrichen, und so geht das Unglück fort, bis ich in weniger als funfzehn Minuten — keinen rothen Pfennig mehr in der Tasche habe. Da stand ich nun arm, wie eine Kirchenmaus. Doch war ich darüber in diesem Augenblicke nicht im Mindesten verstimmt; vielmehr sage ich mit der größten Gleichgültigkeit zum Banquier: „Mein Herr, Sie haben jetzt 1700 Dollars von mir gewonnen. Ich führe im Augenblick kein Geld mehr bei mir; aber ich habe noch Appetit auf Champagner. Wollen Sie nicht einige Flaschen zum Besten geben?" — „Mit dem größten Vergnügen!" war die Antwort, und zwei Flaschen werden vor mich und Jacques hingestellt. Wir leeren sie heiteren Sinnes, bringen dabei manches Hoch auf die Minen aus, in die ich nun zurückkehren mußte, und sind dann, weiter Nichts besitzend als die Kleidung, welche wir trugen, am Abende wieder am Bord des Kirkwood.

Um 10 Uhr Morgens am folgenden Tage sollte das Schiff segeln. Ich theilte daher gleich früh am Morgen dem Capitän mein gestriges Unglück mit, der nun allerdings einsah, daß ich nicht mit ihm nach Valparaiso reisen konnte, mir aber, wozu er indessen auch gesetzlich verpflichtet war, die Hälfte meines Passage-Geldes — also 50 Dollars — wieder herausgab. Jacques wollte ohnehin nicht mit nach Valparaiso. Wir

9*

nahmen nun Beide unsere wenigen Sachen auf den Rücken und standen um 8 Uhr, wie eben angekommen, am Lande. — „Jetzt, Jacques", sagte ich, „jetzt zu den Minen! Hier haben wir Nichts mehr zu suchen!" Jacques willigte natürlich gern ein. Um 4 Uhr Nachmittags ging das Dampfboot nach den Minen ab. Sofort berichtigte ich für uns die Ueberfahrt auf demselben nach Stocton mit 43 Dollars, womit auch das Abendessen an der Table d'Hôte bezahlt war, und begab mich mit Jacques, nachdem wir unser Gepäck auf dem Schiffe zurückgelassen hatten, in die Stadt, um hier die mir gebliebenen 7 Dollars vergnügt zu verzehren. Um 4 Uhr waren wir wieder am Bord und fuhren mit einem „Hurra for the diggins again!" („Hurrah, nach den Minen zurück!") nach Stocton ab.

Es waren nur wenig Passagiere am Bord, und diese begaben sich sämmtlich, mit Einschluß von Jacques, bald nach dem Abendessen zur Ruhe. Mich aber, mich ließ es nicht schlafen. Der Gedanke an das Unheil, das ich mir selber gestiftet, erfüllte meine ganze Seele, als ich so allein war. Bisher hatte ich mir, zumal in der fröhlichen Gesellschaft von Jacques, das unheilvolle Ereigniß nicht recht zum Bewußtsein geführt. Ich stand noch unter dem allgemeinen Eindrucke San Francisco's, wo man gegen Geldverluste wie im Taumel gleichgültig ist. Jetzt wurde es mir aber doch ganz weh um's Herz, daß ich, statt nach dem schönen Valparaiso zu reisen, worauf ich mich so innig gefreut hatte, wieder zu den mühevollen Minen zurück sollte. Vor Unruhe zitternd, zündete ich mir eine Cigarre an und ging auf das Deck. Wir hatten eben New-Bernice passirt, befanden uns also schon im Sacramento. Die Nacht war wunderherrlich. Die silbernen Strahlen des Mondes spiegelten sich in den leichtgekräuselten Wellen des schönen, langsam dahinfließenden, mächtig-breiten Stromes und beleuchteten die in der Ferne emporsteigenden Berge, sowie die zwischen diesen und uns ausgedehnten wasserreichen Ebenen, die

sie gleichsam in ein Krystalllichtmeer verwandelten. Nur hier und dort standen einzelne Bäume mit dunkelem Laube wie schwarze Nachtgespenster auf der Ebene da. Vor und hinter mir erblickte ich die dunkelrothen Flammen der uns voraneilenden, oder nachfolgenden Dampfboote. Die majestätische Ruhe der Nacht wurde nur durch das Geräusch der arbeitenden Maschine und des sich drehenden Wasserrades, sowie dann und wann durch den grellen Schrei eines aufgescheuchten Pelicans, oder durch das aus dem fernen Schilfe herübertönende Gebrüll eines Bullfrosches unterbrochen. Solche herrliche Nacht war um mich, den Gedemüthigten, den Wehmuthsvollen! Ach, wäre nur auch in mir die Ruhe dieser Nacht gewesen! Ich starrte lange in sie hinein, bis endlich Thränen mein Auge füllten; nicht Thränen um den Verlust des Goldes, nein! Thränen unaussprechlichen Weh's. Endlich wurde es mir klar: ein sparsames, enthaltsames Leben im Gebirge, es kann vielleicht Deine Zukunft noch glücklich gestalten, zumal wenn Dich das Glück wie bisher begünstigt, wo man Dich allgemein im Gebirge den glücklichen Fellow oder Cameraden nannte! Sieben Tausend Dollars hast Du für Deinen Theil in einem Jahre aus der Erde genommen, und trotzdem bist Du jetzt ein armer Mann, da Du doch bei einem vorsichtigen Leben 6000 Dollars jetzt hättest Dein nennen können! Was hast Du jetzt außer zwei armseligen Anzügen und zwei abgenutzten wollenen Decken? Und Wer, außer Dir selber, trägt an allem diesem Elende die Schuld? O, Du sollst danach trachten, wenn Dir noch einmal im Gebirge das Glück hold ist, Gold zu erübrigen; denn ohne diesen Plutus ist nun einmal der Mensch mit seinem Herzen im Elende. Hast Du viel erübrigt, und in Deinem Innern erwacht dann Sehnsucht und Heimweh, o, dann kannst Du sie ja stillen; dann trägt Dich ja gern das Schiff nach dem Vaterlande und nach Denen, die Dich doch mehr lieben, als alle andere Menschen; dann kann es Dir ja auch wohl sein im Vaterlande! Aber fliehen mußt Du

das Spiel, fliehen diesen Abgrund der Hölle, der kein Mitleid hat mit dem Schweiße auf der Stirn, mit den Thränen der Armuth. — „Ja, ich will es ewig, ewig fliehen!“ — rief ich, meine Hände zusammenpressend und auf die Kniee sinkend; „ich will es fliehen; Niemand soll mich je wieder am Spieltische das Glück versuchend sehen!“ — In meiner Aufregung weckte ich Jacques. „Jacques!“ rief ich ihm zu, „Jacques, höre meinen Schwur, daß ich nie wieder spielen werde. Ich nehme Dich zum Zeugen gegen mich, wenn Du mich jemals mein Gelübde brechen siehst. Verdamme mich dann und speie mich an!“ —

Ich habe meinen Schwur bis jetzt gehalten. Ich habe häufig wieder am Spieltische gestanden, ja, ich bin oft mit vielem Golde in der Tasche in die Spielhöllen gegangen, um mich zu prüfen; ich habe sogar manchen Spott, manche Klage über meine Feigheit und meinen Eigennutz hören müssen. Nie aber berührte ich je wieder eine Karte. Bis jetzt bin ich dem Vorsatze jener Nacht auf dem Sacramento treu geblieben! O, daß dieser ernste und bis jetzt treu befolgte Entschluß den Frieden meiner Seele in der Zukunft zur Folge hätte! daß es mir doch vergönnt wäre, noch einmal im Gemüthe ruhig und fröhlich „unter meinem Weinstocke in einem friedlichen Lande zu wohnen!“ —

IX.

Weitere persönliche Erlebnisse. — Das Unglück am Weihnachtsabende. — Die Indianer im Gebirge und der Kampf mit ihnen. — Der indianische Pfeil.

Die für mein inneres Seelenleben so bedeutungsvolle Nacht war vergangen, und der Tag angebrochen. Um 8 Uhr Morgens legte das Schiff bei Stocton an. Ich brauche kaum zu erinnern, daß Dr. Höschner mich mit jenem Lächeln empfing, mit welchem man auszudrücken pflegt, daß man richtig prophezeiet habe. Gern lieh er mir aber 120 Dollars, um mir die Rückreise in's Gebirge und die Wiederaufnahme der Arbeit zu erleichtern. Ich kaufte für diese Summe zwei Esel, den einen für Jacques, den anderen für mich, und ritt noch am nämlichen Tage mit Jacques nach dem Gebirge ab.

Am Abende des folgenden Tages traf ich bereits wieder am Rich-Gush ein. Hier hatte ich ein neues Gelächter, das mit Jubel vermischt war, zu bestehen. Es lag darin, von einer gewissen Seite betrachtet, etwas Kränkendes, auf der anderen Seite aber auch zugleich etwas sehr Schmeichelhaftes für mich; denn es sprach sich doch darin aus, daß sie mich Alle liebten und meine Rückkehr gern sahen. Meiner allezeit guten Laune halber war ich nämlich überall bekannt und zugleich überall beliebt.

Der Jubel ging so weit, daß man mir zu Ehren ein großes Gelage veranstaltete, bei welchem viel gelacht und viel gejubelt wurde. Mir war dieser Abend in der That ein recht angenehmer, ja, er söhnte mich mit dem schmerzlich wehmüthigen Gedanken, Valparaiso verscherzt zu haben, ziemlich wieder aus. Bei dem Lachen der Freunde über mich und mein Mißgeschick dachte ich in meinem Innern: „Lacht Ihr immerhin nur! Die Reise nach Francisco ist mir dennoch von Nutzen gewesen; ich habe mehr auf ihr gelernt und beherzigt, als ich wahrscheinlich in Valparaiso gelernt und beherzigt haben würde!“ —

Ich beschloß, mit Jacques zunächst einige Zeit in Rich-Gush zu bleiben und hier zu arbeiten. Zu dem Ende nahmen wir in einem Spielhause Wohnung und Kost, wofür der Mann wöchentlich 14 Dollars zu zahlen hatte. Gleich am folgenden Tage begannen wir dann die Arbeit und hatten am dritten Tage die Freude, Clausen von Mosquito-Gush herüberkommen und sich an uns anschließen zu sehen. Jetzt waren wir unser Drei, und zwar kräftige, rüstige Arbeiter; denn auch Clausen hatte arbeiten gelernt und ist dabei jetzt heiter und unverdrossen. Bald aber gesellte sich noch ein Vierter, ein Amerikaner, zu uns. Größer sollte jedoch unserer Absicht gemäß die Compagnie zunächst nicht werden.

Da vor der Hand des Winterwassers wegen die Gush's und Creek's in Mosquito-Gush nicht zu bearbeiten waren, so wurde in einem Compagnie-Rathe bestimmt, daß wir während der unfreundlichen Wintermonate in Rich-Gush bleiben und uns daselbst so zweckmäßig wie möglich einrichten wollten. Wir bauten uns zu dem Ende sofort ein Winterhaus und trafen gleichzeitig zu einer möglichst billigen Wirthschaft Vorkehrungen. Zwar fehlte es uns an Geld, da auch Clausen in Mosquito-Gush Nichts erübrigt hatte; aber wir waren so glücklich, daß uns im Store für 350 Dollars Wintervorrath auf Credit gegeben wurde. Damit konnten wir nun bei weiser Einrichtung

lange Zeit ausreichen; wenigstens wäre bei kleineren Einkäufen eben so viel Geld in viel kürzerer Zeit darauf gegangen. Sofort begannen wir dann die Arbeit, aber — ohne alles Glück.

Nach wenigen Tagen löste sich indessen unsere Compagnie schon wieder in zwei Compagnien auf, indem der Amerikaner meinen Freund Jacques beredete, mit ihm allein zu arbeiten. Ich blieb natürlich mit Clausen verbunden; doch behielten wir wenigstens Jacques unter unserem Dache und an unserem Tische, während der Amerikaner in das Speisehaus zog.

Während der ersten vierzehn Tage gewannen Clausen und ich auch nicht Einen Dollar. Jede Grube wurde vergeblich gegraben. Endlich treffe ich auf einen noch nicht bearbeiteten Platz in dem Gush. Nach fünftägiger Arbeit hatten wir ein 12 Fuß langes, 8 Fuß breites und 20 Fuß tiefes Loch zu Stande gebracht, aus welchem wir in den nächsten vier Tagen 61 Unzen oder etwa 1000 Dollars wuschen. Jetzt konnten wir alle unsere Schulden bezahlen, und zwar die 350 Dollars für den Wintervorrath, die 120 Dollars, welche mir Dr. Höschner geliehen hatte, endlich auch das auf Borg genommene Handwerkszeug, das Zeltdach, die Stülpstiefel und dergleichen. Leider blieb uns aber nun kein Geld weiter übrig; allein wir hatten ja gut für den Winter eingekauft.

Es versteht sich von selbst, daß wir jetzt der Goldader folgten und ein zweites Loch gruben. Am zweiten Tage trieb uns jedoch ein vier Tage lang anhaltender Regen in die Hütte, und als wir zur Grube zurückkehrten, sahen wir ein, daß wir Beide allein das eindringende Wasser nicht zu überwältigen vermochten. Wir entschlossen uns daher, zwei fremde Arbeiter in unseren Dienst zu nehmen, obgleich wir jedem derselben nicht nur freie Zehrung, die wir auf 50 Dollars anschlagen konnten, sondern auch ein Gehalt von 175 Dollars für den Monat geben mußten. So viel konnten sie dießmal mit Recht fordern; denn sie mußten bei der Arbeit bis zum Knie im eisigen Wasser stehen, weil es

den beiden Pumpen trotz aller Anstrengung nicht gelang, das Loch wasserfrei zu machen. Mit Hülfe der Arbeiter beendigten wir sowohl dieß Loch, als auch noch zwei andere während etwa eines Monats und nahmen an 2300 Dollars aus der Erde, wovon für die Lohnarbeiter etwa 450 Dollars in Abzug kamen. — Als wir das vierte Loch begannen, entdeckten wir bald, daß wir auf einer bereits bearbeiteten Stelle waren, entließen deßhalb die gedungenen Arbeiter und beschlossen, da überdieß eine Regenperiode begann, die Zeit vom Weihnachtsabende bis zu Neujahr der gemüthlichen Ruhe in unserem Häuschen zu widmen. Nach dem Abzuge kleinerer Ausgaben, als für zwei Pumpen, für Wein und Bier, blieben ja ohnehin jedem von uns Beiden 700 Dollars.

In diese Zeit unserer Ruhe fällt ein trauriges Ereigniß, herbeigeführt durch eine jener Ursachen, von denen man leider hier gar oft wider Willen Zeuge sein muß.

Jacques, Clausen, vier junge Engländer und ich sitzen am Weihnachtsabend bei einer Bowle heißen Punsches traulich und vergnügt im Store. Namentlich war Clausen über die Wendung seines Glücks hoch erfreut, und wir herzten und küßten uns. Einen unserer Landsleute hätten wir aber jetzt gar gern auch bei uns gehabt; ich meine den trefflichen Ballenstedt von Schöningen, dem es hier im Gebirge nicht gut gegangen war, und der deßhalb, trotz meinen Bitten und Gegenvorstellungen, schon seit längerer Zeit das Goldland verlassen hatte, um nach dem Vaterlande zurückzukehren. Er ist ein Mann von gereifterem Lebensalter, aber, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ein Mann von sehr ehrenwerthem, trefflichen, freundlichen Charakter, dem das wilde, mühevolle Leben bei uns nicht behagen konnte. O, ginge es ihm doch recht wohl dort im fernen Vaterlande! — „Freunde," rief ich, „alle unsere früheren Compagnons, wo sie jetzt auch weilen mögen, sie sollen hochleben! Möchten sie auch unser oft freundlich gedenken!" Mit „Hurrah Hoch!" stimmte die fröhliche

Gesellschaft ein. Draußen heulte dazu und brausete der Sturm durch die hohen Wipfel der Tannen und Eichen; seine Gewalt brach sich nur an den felsigten Bergschluchten, nicht aber an den Eichen und Tannen, die er entwurzelte. Wenn wir nun den krachenden Niedersturz eines Baumes hörten, dann erwiederten wir ihn mit Jubel und Gläserklang, wozu der niederrauschende Regen gleichsam die begleitenden Accorde bildete. Da übertönt plötzlich ein lautes Krachen und ein gleichzeitiges Angstgeschrei den Sturm. Es war unzweifelhaft irgendwo Hülfe nöthig. Wir befanden uns wahrlich in der Stimmung, sie zu bringen, in der Stimmung, von welcher es im deutschen Liede heißt: „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir gäben ihm den Wein!" Nur fehlten uns freilich die bei der Finsterniß so nothwendigen Laternen. Aber hatte nicht Gideon ein Beispiel gegeben, wie man sich in der Zeit der Noth schnell Laternen verschaffen kann, indem er Krüge nahm und darin brennende Lichte verbarg? Wir brachen sofort unseren Weinflaschen die Hälse ab, setzten Lichte in die Flaschen und traten mit diesen improvisirten Laternen hinaus in die finstere Nacht. Immer noch vernehmen wir den Angstschrei, wiewohl er schwächer wird. Er bezeichnet uns die Richtung zu dem Unglücksplatze, den wir bald erreicht haben. Zwei Deutsche und ein Amerikaner hatten hier ihr schwaches Zelt unter einer hohen, mächtigen, alten Eiche aufgeschlagen. Der Sturm hatte den gerade über dem Zelte hangenden, morschen, baumdicken Zweig abgebrochen und auf das Zelt geworfen, das nun zertrümmert unter ihm lag. Wir räumten sofort auf. An den Eingang gekommen, erblickten wir vor demselben den völlig trunkenen Amerikaner, im Schlafe ausgestreckt, aber unverletzt; selbst nicht einmal der Donnerkrach hatte ihn erwecken können. Den einen der beiden Deutschen aber fanden wir unter dem Zelte zerschmettert. Der dicke Stamm des Zweiges lag auf seiner Brust, die er zerdrückt hatte, während ihm das Haupt durch einen schmaleren Ast halb vom Rumpfe

getrennt war.. Der andere Deutsche war mit dem Leben zwar, aber immer noch schlimm genug weggekommen. Die dünneren Aeste hatten ihn gräßlich zugerichtet. Wir zogen ihn hervor. O, wie Jammer erweckend sah er aus! Der linke Arm und vier Rippen waren ihm zerbrochen, das rechte Ohr mit der halben Backe abgeschlagen, und der Hinterschädel hatte eine starke Verletzung. Den viehisch betrunkenen Amerikaner vor der Thür überließen wir, da vom Baume Nichts mehr zu fürchten war, jetzt seinem Schicksale; den Todten aber legten wir in ein nahes, leerstehendes Blockhaus, und den Verwundeten schafften wir in ein schnell zum Lazareth eingerichtetes Zelt. Das Loos bestimmte sofort, Wer von uns zu dem vier Meilen entfernten Arzte reiten sollte. Es traf den Einen der jungen Engländer, der unverdrossen alsbald sich auf den Weg machte, während wir Uebrigen in unseren Store zurückkehrten, wo der Jubel nun schnell verstummt war.

Auch das Neujahrsfest war gefeiert. Das Wetter hatte sich wieder aufgehellt. Schon wollten wir aufs Neue an die Arbeit gehen, als plötzlich auf einige Zeit ganz andere Dinge unsere Aufmerksamkelt und unsere Kräfte in Anspruch nahmen, und zwar — ein Kampf gegen eine Indianerhorde.

Dr. Höschner in Stocton treibt Handelsgeschäfte in Compagnie mit einem gewissen Charles, einem Deutschen, und mit Sucher, einem Amerikaner. Der Letztere verwaltet den Store in Rich-Gush, Höschner das Geschäft in Stocton, Charles aber macht die Reisen zwischen beiden Plätzen, indem er dem Store den Proviant zuführt. Charles kam einige Tage nach Neujahr mit der Nachricht bei uns an, daß ein feindlicher Indianerstamm, welcher sicherlich nicht zum Stamme des Kose-Kosus gehöre, ihm unweit Doubly-Spring begegnet sei, ihm, außer seinen Ochsen und sechs Maulthieren, noch mancherlei andere Gegenstände geraubt habe und dann wieder den entfernten Schneegebirgen zugezogen sei. Sofort verab-

redeten wir einen Zug gegen diese Horde und sandten Boten zu den benachbarten Minen, um zur Theilnahme an der Expedition aufzufordern. Diese Ulysseße brachten innerhalb drei Tagen 270 Mann zusammen, die sich zwar nicht im Hafen von Aulis, wohl aber in Rich-Gush zusammenfanden. Jetzt brachen wir auf, unsere Richtung südöstlich gegen die Quellen des Stanislaus hin nehmend.

Vier Tage lang suchten wir die Indianer vergebens; am fünften überfielen sie uns. Es war in der Nacht, und wir hatten uns an Wachtfeuern auf einem Bergrücken gelagert. Funfzig Franzosen, meist alte Krieger, die schon in Algerien gedient, hatten für diese Nacht die Posten zu besetzen. Plötzlich weckt uns deren Lärmruf aus dem Schlafe, und mehre Schüsse fallen. Wir springen auf und sehen, wie die Franzosen die heraufdringenden Indianer abwehren.

Auf Einer Stelle bot unser Lagerplatz besonders leichten Zugang, und diese war es denn auch, welche die Wilden zum Angriffe vorzüglich ausersehen hatten. Die Franzosen hielten indessen Stand, bis wir Alle zur Vertheidigung gerüstet waren. Die Indianer kämpften hauptsächlich mit dem Pfeile und verwundeten Manchen von uns damit tödtlich. Allein unsere Büchsen warfen sie bald den Berg hinunter, nachdem einzelne der Angreifer, die von der entgegengesetzten Seite des Berges heraufzuklimmen versucht hatten, mit Keulenschlägen und Dolchstößen zu Boden gestreckt waren. An eine Verfolgung der Indianer während der Nacht war aber nicht zu denken; sie würde in den uns unbekannten Gebirgsschluchten gewiß Vielen von uns durch den Hinterhalt, den sicherlich die Feinde gelegt hatten, das Leben gekostet haben. Mit dem Anbruche des folgenden Tages aber begannen wir die Verfolgung, nachdem wir dreißig Mann zur Beschützung unseres Lagerplatzes, sowie der Verwundeten zurückgelassen hatten. Dabei richteten wir es so ein, daß wir im Falle der Noth die Verbindung mit dem Lagerplatze leicht

herstellen und den etwaigen Rückzug dahin ziemlich gefahrlos bewerkstelligen konnten.

Die verfolgten Indianer, mit denen wir jetzt in den wilden Bergschluchten manchen Kampf zu bestehen hatten, waren uns nicht nur bei Weitem überlegen, sondern auch durch ihre Pfeile nicht wenig gefährlich. Glücklicher Weise schützten uns unsere wollenen Decken, mit denen wir uns umgaben, fast vollkommen gegen ihre Schüsse, so daß wir bald durch unsere Büchsen und Revolvers das Uebergewicht über sie erhielten. Drei Tage währte dieser Gebirgskampf, in welchem mancher Indianer sein Leben verlor. Kühnheit möchte ich diesen Wilden aber eben so wenig absprechen, als Schlauheit und Kriegslist. Obgleich sie wohl einsahen, daß ihr Kampf gegen uns am Ende fruchtlos sein würde; obgleich sehr Viele von ihnen durch unsere Büchsen niedergestreckt wurden, und wir außerdem die moralische Gewalt des Knalls unserer Gewehre auf unserer Seite hatten: so erneuerten sie doch stets den Kampf mit Ungestüm und erschienen bald in unserer Front, bald in unserem Rücken, bald auf beiden Punkten zugleich. Mancher Felsblock, der plötzlich von der Höhe des Gebirges auf uns donnernd herniederstürzte, wenn wir ruhig im Thale dahinzogen, war ebenfalls durch sie gelöst. Endlich nöthigte uns der Mangel an Lebensmitteln, zum Lagerplatze zurückzukehren, wo wir zwei Ochsen, die wir den Indianern wieder abgetrieben hatten, schlachteten und sofort verzehrten. Auch ein Maulthier hatten wir von ihnen wieder erbeutet. Hiermit war für dieses Mal der Kampf beendigt. — Ich benutze aber die Gelegenheit, um die Indianer im Gebirge selbst näher zu schildern.

Schon früher (S. 85) habe ich erwähnt, daß unser Verhältniß zu den Indianern auf dem einen Punkte ein freundliches, auf dem andern ein feindliches ist, und daß wir z. B. an Kose-Kosus einen Freund hatten. Kose-Kosus, welcher von der Regierung der Freistaaten in der Würde eines Ober-

hauptes der hiesigen Indianerstämme anerkannt wird, ist gleichwohl weniger gegen die Amerikaner im Gebirge, als vielmehr gegen uns Ausländer freundlich gesinnt. Er bestraft eine von Seiten seiner Stammgenossen uns erwiesene Feindseligkeit sehr streng, selbst nach den Umständen mit dem Tode. Eine Folge davon ist zwar, daß die Indianer uns meistens freundlich begegnen; aber im Geheimen lassen sie dennoch recht oft ihre Feindschaft gegen uns aus; ja, es ist nicht selten, daß heimlich ein Weißer von ihnen ermordet wird. Besonders gern stehlen sie unsere Maulthiere, die sie schlachten und verspeisen. Werden sie freilich von uns dabei ertappt, so empfangen sie ohne Umstände und auf der Stelle durch uns die härteste Strafe. Sie haben jetzt an vielen Punkten der Jagd entsagt, aber leider dagegen von uns den früher nicht geahneten Werth des Goldes, das ihr Land birgt, kennen gelernt, so daß sie es nun, gleich uns, mit vielem Fleiße suchen. Auch die herrlichen Lachse fangen sie noch gern in den Flüssen, die an diesen Fischen überall solchen Ueberfluß haben.

Die Indianer in unserem Gebirge sind von gelbschwarzer Farbe, und die Männer haben seltsamer Weise keinen Bart. Ein langes, schwarzes Haar, das den Haaren eines Pferdeschwanzes gleicht, hängt ihnen rund um den Kopf herum; selten binden sie es in einen Zopf zusammen. Der Mann kennt nicht die Tätowirung, wie man sie bei den Wilden der australischen Inseln findet; die Frauen aber tragen zum Schmucke einen weißen Knochen in der Nase. Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch sich nie so, wie ihn die Natur geschaffen hat, für schön genug hält. Er behängt sich mit Schmucksachen, die doch eigentlich nicht zu seinem Ich gehören. Die Europäerin läßt an den durchbohrten Ohrlappen goldene Ringe, Kreuze, Figuren mit Edelsteinen baumeln, steckt einen silbernen oder goldenen Pfeil durch das Haar, läßt den Scheitel von goldenen Bändern halten und durch Schminke die blassen Wangen sich

röthen. Der Neuseeländer zerschneidet sich sein Gesicht und macht die Narben davon unvertilgbar. Die Indianerin im westlichen Nordamerika trägt einen goldenen Ring im mittleren Nasenknorpel, der bis über den Mund hängt und beim Einnehmen der Speise hochgehoben werden muß; und bei uns trägt sie gar einen Knochen im durchbohrten Nasenknorpel. Uebrigens giebt es unter unseren Indianerinnen mitunter ziemlich hübsche Gesichter, und namentlich zeichnen sie sich durch kleine, zierliche Hände und Füße aus. Nicht wenig aber leiden sie dagegen, was hier beiläufig erwähnt werden möge, durch die große Eifersucht der Männer. Unser Indianer ist nicht groß; er wird nur vier und einen halben bis fünf Fuß hoch, ist aber dabei corpulent und muskulös und im Laufe ausdauernd. Die Sprache ist krächzend und unangenehm. Hier und da wird ein spanisches Wort verstanden.

Die Indianer Californiens leben während des Winters in Erdhütten, im Sommer aber in Laubzelten, wechseln aber öfters im Jahre ihre Wohnsitze. Was ihre Gesinnung betrifft, so ist diese dem Anscheine nach eine freundliche; aber in Wahrheit sind sie tückisch, hinterlistig, diebisch und undankbar, und dabei unreinlich und faul, wie ich es namentlich an meiner Sclavin wahrgenommen habe, die mir von Kose-Kosus, welcher hinsichtlich der genannten Eigenschaften eine rühmliche Ausnahme macht, geschenkt war. Die Unreinlichkeit in der Speise geht so weit, daß sie sich nicht scheuen, das Ekelhafteste zu essen. Sie fressen Mäuse, Raupen, junge Wespenmaden, ja, ihr eigenes Ungeziefer, das sie, wie die Affen, sich gegenseitig absuchen und zum Munde führen. Uebrigens lieben sie jetzt die Kost der Weißen, wie sie diesen auch bereits in mehren anderen Stücken nachahmen. Höchst possierlich und geschmacklos ist die Nachäffung in der Kleidung. Während sie früher in Thierfellen einhergingen, behängen sie sich jetzt mit den buntesten Zeugen, die sie für Gold einhandeln. Pfeil und Bogen sind ihre einzigen

Waffen, die sie aber mit ungemeiner Geschicklichkeit zu führen wissen. Die Spitze des Pfeiles besteht aus einem scharfen, spitzigen Steine und ist im Kriege vergiftet. Das Gift liefert ein im Gebirge häufig wachsender, eichenartiger, sehr giftiger kleiner Strauch. Berührt ein Blatt davon nur die menschliche Haut, so verursacht dieß schon sehr ekelhafte, unangenehme Geschwüre auf der berührten Stelle. Ich bemerke hier zugleich, daß es noch viele andere giftige Pflanzen bei uns giebt, und daß darum Vergiftungen an der Tagesordnung hier sind. Selbst das Wasser in den Gush's ist häufig dadurch giftig, daß eine runkelrübenartige, giftige Wurzel in dem Bette derselben wächst. — So viel von den Indianern.

Unseren Lagerplatz verließen wir alsbald wieder, um nach Rich-Gush zurückzukehren. Auf dem Wege dahin begegnete uns Kose-Kosus, der von dem Einfalle des feindlichen Stammes gehört und nun mit einer Schaar von Tausend seiner Krieger sich aufgemacht hatte, um ihn aus seinem Territorium zu vertreiben.

An dem Rich-Gush angekommen, arbeiteten wir hier noch bis zum 8. Februar, indeß fast ohne allen Erfolg. Wir beschlossen deßhalb, unseren Wohnsitz wieder nach dem Mosquito-Gush zu verlegen, wo wir, da der Frühling im Anzuge war, bessere Ausbeute zu gewinnen hofften. Am 8. Februar gingen wir mit Sack und Pack dahin ab und vereinigten uns daselbst wieder mit Jacques zu einer gemeinschaftlichen Compagnie. Jacques war schon früher hierher gekommen, hatte aber, da der Amerikaner ihn verlassen, eine sehr traurige Existenz geführt, indem er kaum den nothdürftigsten Unterhalt verdiente. Welche Freude für ihn, sich wieder mit uns vereint zu sehen!

In vier Tagen war ein gutes Haus für uns Drei hergestellt, und wir begannen nun die Arbeit. Mir widerfuhr freilich bald ein Unglück, das mich noch heute, nachdem fast anderthalb

Monate vergangen sind, an der Arbeit hindert, obwohl ich doch seit drei Wochen so weit wieder hergestellt bin, daß ich diese Nachrichten aus meinem Tagebuche für Dich, lieber Ernst, sowie für die lieben Eltern, niederschreiben konnte. Ich muß den Unfall ausführlich mittheilen.

Es war in der sechsten Nacht unserer Anwesenheit an dem Mosquito-Gush. Ich hatte mein wildes Maulthier — es ist nicht das frühere, magere, von dem ich oben erzählte — an einen Baum gebunden, welcher nahe vor unserem Hause steht, um zu verhindern, daß es mir während der Nacht abhanden käme. Gewöhnlich nämlich lassen wir unsere Thiere auf den größeren Bergebenen frei weiden, indem wir sie nur dann einfangen, wann wir ihrer bedürfen. Da indessen mein Maulthier sehr wild und unbändig war, so band ich es wenigstens während der Nacht in der Nähe unseres Obdaches fest. — Als ich am folgenden Morgen nun nach meinem Thiere mich umsehe, ist es abgelöst und sammt dem Halfter oder der Leine, woran es gebunden war, verschwunden. Ich vermuthe sofort, daß es mir von Indianern gestohlen sei und mache mich auf, es zu suchen und den Räubern wieder abzunehmen Meine Büchse und meine Revolvers begleiteten mich, und zwar wohlgeladen, damit ich zur Noth den Kampf mit mehren Gegnern aufnehmen könnte. Vier Meilen höher im Gebirge befindet sich ein Indianer-Camp. Den durchsuche ich vergebens; von meinem Thiere finde ich keine Spur. Ich begebe mich deßhalb nach dem noch sieben Meilen weiter liegenden Indianer-Camp, indem ich es dort gewiß zu finden hoffte. Aber schon viel früher kam ich auf seine Spur. Zwei Meilen hinter dem ersten Camp sehe ich nämlich in der Ferne sechs oder sieben Indianer, welche mein Thier an der Leine einen steilen Berg hinaufführen. Ich rufe ihnen auf Spanisch „Halt!" zu. Sie hören zwar meinen Ruf, gehorchen aber nicht, verschwinden vielmehr im Gebüsch bis auf Einen aus ihrer Mitte, der das Geschäft übernahm, mit dem Thiere davon

zu traben. Zu dem Ende wollte er sich eben auf das Maulthier schwingen und hatte schon den einen Fuß auf dem Rücken desselben, während der andere noch auf einem Steine ruhete. Diesen auf dem Steine noch ruhenden Fuß nehme ich mir sofort zur Zielscheibe meiner Büchse; ein Knall, und meine Kugel hat dem Räuber das Schienbein zerschmettert. Während er nun rücklings niedertaumelt, macht mein Maulthier Bocksspründe zur Seite, kommt dann aber, meinem Rufe gehorsam, den Berg im Galopp herunter und ist nach wenig Augenblicken bei mir. Ich streichele es, lege ihm die Leine als Zaum in das Maul, schwinge mich auf seinen Rücken und sprenge mit ihm zum Rückwege an. In diesem Moment trifft mich aus dem nahen dichten Dorngebüsch ein Pfeil, der zum Glück nicht vergiftet ist, in den Unterleib. Es gelingt mir, die Besinnung zu erhalten, und so sporne ich denn mein Thier zum Galopp an. Da springen die Indianer aus dem Gebüsch hervor und suchen mich zu umringen. Für diesen Fall hatte ich meinen Revolver bereits in der Hand. Die erste Kugel trifft den Einen meiner Feinde; wo? — das weiß ich nicht; aber ein gräßlicher Schrei erfüllte die Luft. Ein anderer Indianer war indessen an mich herangesprungen und hatte mir einen Messerstich in den rechten Fuß gegeben. In diesem Augenblick machte mein Thier von selbst einen kräftigen Satz zur Seite und lief in gestrecktem Galopp mit mir davon. Mit der zweiten Kugel schoß ich indessen noch nach diesem Feinde rückwärts und sah ihn darauf zusammensinken. Die Uebrigen wollten folgen, gaben indessen diesen Vorsatz bald auf, theils, weil mein Maulthier ungestüm davon rannte, theils, weil ich noch mehre Kugeln unter sie schoß. In einigen Minuten bin ich, von den Feinden befreit, aus dem Bereiche ihrer Pfeile und am Fuße des Hills. Hier erst ziehe ich den Pfeil aus der Wunde und reite nun so schnell wie möglich zu unserer Wohnung auf dem Mosquito-Bush. Hier angekommen, verließ mich — in Folge des bedeutenden Blutverlustes — die Besinnung; ich

sank ohnmächtig vom Maulthiere und fand mich auf meinem Lager, als nach mehren Tagen die Besinnung mir zurückkehrte. Meine beiden Gefährten hatten mich dorthin getragen, hatten für einen Arzt und für Alles, was mir überhaupt heilsam sein konnte, gesorgt. Dank den treuen Freunden! —

Für heute schließe ich. Es ist schon spät in der Nacht. Meine goldene Cylinder-Uhr — Du kennst sie ja, Ernst! — zeigt die elfte Stunde. Mein Kaminfeuer brennt zwar noch hell und warm und gemüthlich, denn vier dicke Baumstämme unterhalten es. Freilich der Wind heult draußen um das Zelt, und der Regen peitscht dagegen mit seinen Tropfen. Ein Bär brummt in der Ferne; kleine Wölfe umschnüffeln die einsame Wohnung. Ich habe also die beste Aussicht, gut und comfortabel zu schlafen. Die Augen fallen mir, dem Ermüdeten und Entkräfteten, auch wirklich zu. Darum gute Nacht für heute! Könnte ich Dir diese „gute Nacht" doch mündlich wünschen! — Der Grog, unser gewöhnlicher Schlaftrunk, ist fertig. Ich darf heute zum ersten Male ein Glas trinken. Es mundet mir köstlich zu der brennenden Cigarre. Morgen noch ein Weiteres von hier! —

X.

Noch einige Nachrichten von hier. — Meine jetzige Heimath.

Ich höre, daß morgen früh — es ist heute der 7. April des Jahres 1851 — einer meiner Bekannten von hier über Francisco nach Bremen zurückreisen wird. Ihm will ich diesen Brief lieber anvertrauen, als der Post, da er auf diese Weise wohl sicherer in Deine Hände gelangt, lieber Ernst. Heute aber soll der ganze Tag benutzt werden, um Dir noch so Manches von Californien und von mir mitzutheilen, um Dir namentlich ein so klares Bild wie möglich von meinem Thun und Treiben hier zu entwerfen, um Dir zu zeigen, daß dieß Leben im Augenblicke gar kein unangenehmes, vielmehr ein wohl zu ertragendes, ja, ein recht behagliches und heimisches sei. Könntest Du es nur einmal einen Monat lang mitleben! Ich glaube, Du verlangtest nach dem zweiten.

Zum Glück ist es erst acht Uhr Morgens. Ich habe vortrefflich geschlafen und nun für den ganzen Tag Zeit und Kraft zum Schreiben. Ich kann dabei schon aufrecht im Bette sitzen, was mir in den ersten vierzehn Tagen, seit ich diesen Brief angefangen, durchaus nicht möglich war. Auf dem Rücken in dem Lager liegend, hielt ich mir mit der linken Hand das Papier

auf der Mappe vor die Augen und schrieb darauf, oft unter großen Schmerzen, die wohl nur zum Theil leserlichen Züge. Du kennst jedoch meine Handschrift und wirst sie schon zu lesen wissen. Bin ich doch überhaupt niemals ein Schreibmeister gewesen! Jetzt aber steht es mit mir schon wieder sehr gut. Durch die treffliche Hülfe des Arztes, dem ich freilich den jedesmaligen Besuch mit einer Unze Goldes bezahlen muß — was mir im Ganzen etwa 120 Dollars kosten wird — ist die Wunde im Unterleibe eben zugeheilt. Der Heilungsprozeß macht sich wenigstens seit drei Tagen durch ein starkes Gekitzel und Prickeln der vernarbenden Wunde bemerkbar. Auch mein rechter Fuß bessert sich täglich mehr. Der Messerstich ist mitten zwischen dem großen und zweiten Zehen hindurchgegangen und hat beide Zehen beinahe um einen Zoll verlängert, indem sie durch den Querschnitt so weit in die Länge getrieben sind. In vierzehn Tagen, hoffe ich, werde ich so weit wiederhergestellt sein, um in den Minen arbeiten zu können. Clausen und Jacques haben sich meiner auf das Freundlichste angenommen, und, wie sie bis jetzt ihren Gewinn mit mir getheilt haben, so würden sie unverdrossen noch Monate lang ihn mit mir theilen, im Fall meine vollkommene Genesung noch so viel Zeit erforderte. Kann man eine aufopferndere Nächstenliebe wohl in Eurem gebildeten Europa finden?

Es geht uns Dreien, meine Krankheit abgerechnet, jetzt aber auch in der That recht wohl hier, und vielleicht bin ich zum größten Theil der Urheber unseres Glückes.

Schon seit längerer Zeit hatte ich mich überzeugt, daß wir wirklichen Gewinn in und von diesem Goldlande nur dann haben könnten, wenn wir zugleich Farmerei anfingen, wenn ein gutes Wohnhaus unsere Heimath würde, wenn ein großer Garten, um dasselbe angelegt, uns die nöthigen Gemüse lieferte, und wenn wir späterhin selber unser Getreide gewönnen. Mußte uns nicht die Anlegung und Pflege des Gartens von den Storen abziehen? und, da uns die Büchse genug Wild verschaffen konnte, war es

nicht klar, daß wir in Californien ganz gut leben konnten, selbst wenn hier kein Gold gefunden wurde? War nun das Gold nicht eine reine Zugabe?

Ich kam deßhalb mit dem Vorsatze in Mosquito-Gush an, meine Pläne sofort zu realisiren. Wie bereits erwähnt, stellten wir unsere Hütte binnen vier Tagen her. Sie ist 12 Fuß lang und 10 Fuß breit. Tritt man in die Thür, so befindet sich rechts, als äußerer Anbau, ein guter Kamin, dem es an Holz niemals fehlt. Die Hütte ist deßhalb im Winter stets wohl durchheizt; außerdem ist sie vollkommen trocken und wasserdicht. Die vier Fuß hohen Seitenwände bestehen je aus vier übereinandergelegten, gleich langen, aber unbehauenen Tannenstämmen. Die Fugen sind mit Moos ausgestopft, und ein Lehmüberzug hat die Wände ziemlich geebnet. Die Vorder- und die Hinterwand besteht aus aufrechtstehenden, der Länge nach in zwei Hälften gespaltenen Tannenstämmen, welche, wie die Orgelpfeifen, nach der Mitte zu höher, nach den Seiten zu aber kleiner werden. Die Höhe des mittleren Stammes, also des höchsten, beträgt 9 Fuß. Diese beiden Wände sind ebenfalls gut verstopft und verschmiert. Inwendig befinden sich drei Lagerstätten: die eine für Clausen, die andere für Jacques und die dritte für mich. Die meinige ist an derjenigen Seitenwand, welche der Eintretende zur Rechten hat; Clausen's Bett ist der Thür gegenüber, und Jacques' Bett ruht an der linken Wand. Vier in die Erde geschlagene Pfähle tragen je zwei eine Latte. Eine Ochsenhaut ist zu beiden Seiten auf den Latten festgenagelt, das wollige Haar nach oben gekehrt. Legen wir uns da hinein, und decken wir uns dann mit unseren dicken wollenen Decken zu: so verbreitet sich über den Körper eine angenehme Wärme. Die Lagerstätten dienen uns zugleich als Sopha's. Zwischen ihnen steht ein vier Fuß langer und drei Fuß breiter Tisch, aus geglätteten Cedernbrettern gearbeitet, die auf vier Pfählen ruhen. An der Wand zwischen dem Kamine und der Thür befindet sich

eine Art Küchenschrank, in welchen wir unser Koch- und Eßgeschirr stellen. Von uns selber gezimmert, ist er zwar ziemlich roh, aber doch sehr nützlich. In einem Verschlage in der Ecke links von der Thür liegt das Handwerkszeug. Auf Holzlagern unter den Betten aber befinden sich die Speisevorräthe. Ein dichtes Zeltdach deckt das Ganze, das von einer Bretterthür gut verschlossen wird. — Das ist aber noch nicht die Herrlichkeit unseres Baues in ihrem ganzen Umfange. Wenn man vor der Thür unseres Hauses steht, so erblickt das Auge zur Seite rechts noch einen Fleischstand oder Fleischerladen, in welchem eine Schlachtbank steht, die über sich eine Latte hat, an der gewöhnlich mehre Ochsenviertel hängen.

An diesen Fleischstand knüpfe ich in meiner Erzählung Das an, was ich zur Verbesserung nicht nur unseres, sondern auch des allgemeinen Wohlstandes in Mosquito-Gush gethan habe. An diesem Platze angekommen, versammelte ich sämmtliche hier anwesende Arbeiter und trug ihnen meine Pläne vor, wie wir im Allgemeinen unsere Lage hier verbessern könnten; wie es unsere eigene Schuld sei, wenn wir unser Leben hier nicht vortheilhaft einrichteten, wenn wir uns dasselbe nicht so billig und so bequem wie möglich zu machen suchten. Ich würde mit meinen Compagnons vorangehen und ihnen zeigen, wie man hier zweckmäßig leben könne. Sie sollten zunächst nur zu mir kommen und von mir Fleisch kaufen, indem ich vorerst eine Schlächterei einrichten würde.

Der edelmüthige Dr. Höschner stand mir in der Ausführung meiner Pläne trefflich bei. Die Ochsen lieferte uns sein Compagnon Sucher in Rich-Gush zu einem immerhin mäßigen Preise. Wir schlachteten von ihnen wöchentlich vier oder fünf Stück und verkauften das Fleisch nur in größeren Quantitäten, d. h. nie unter 20 Pfund, gewöhnlich aber in Viertelstücken. Du siehst, Ernst, wie der Mensch in der Noth Alles werden kann. Ich bin hier Goldgräber, Baumeister, Zimmermann,

Tischler, Maurer, Gärtner und nun gar auch Fleischer. Zu letzterem Geschäfte gehört freilich bei uns nicht allzu viel Kunst. Wir schießen dem Ochsen eine Kugel vor die Stirn. Ist er in Folge davon zu Boden gestürzt, so schneiden wir ihm die Gurgel auf, damit er sich verblutet, ziehen ihm dann das Fell ab, wobei es nicht darauf ankommt, ob dasselbe halb zerschnitten wird, werfen die Eingeweide aus, theilen mit kräftigen Beilhieben das zurückgebliebene Ganze in vier Stücken und hängen diese dann in unserem Laden auf, von wo sie reißenden Abgang finden. Auf die deutsche „Beilage", als: Lunge, Magen, Gehirn und Herz, geben wir nicht viel. Entweder werfen wir diese Dinge fort, oder wir verschenken sie an Nothdürftige. Die Leber indessen wird allgemein sehr gesucht.

Es ist aus dem Vorstehenden leicht erklärlich, daß die Schlächterei uns nicht viel Zeit kostet; und dennoch wirft sie uns einen leidlichen Gewinn ab. Wir verdienen an dem Ochsen eine Unze oder 16 Dollars und verschaffen dabei doch der übrigen Gesellschaft verhältnißmäßig billiges Fleisch. Wir leben dabei frei mit und erübrigen jetzt, wo ich doch nicht mitarbeiten kann, sondern das Geschäft nur im Allgemeinen leite, wöchentlich 50 Dollars ein Jeder. Meine Gefährten haben nämlich Jeder einen täglichen Gewinn von etwa 8 Dollars in den Minen, womit sie Beide etwas über 100 Dollars in der Woche zusammenbringen. Die Schlächterei liefert wöchentlich 60 bis 80 Dollars. Nach Abzug der Unkosten bleiben uns 130 bis 150 Dollars.

Auch die übrigen Lebensmittel sind im Verhältniß zu früher zum Theil bedeutend im Preise gesunken. Ich lasse hier ein Verzeichniß der jetzigen Preise mehrer der vorzüglichsten Lebensmittel folgen. Es kosten:

100	Pfund	Mehl	=	15	Dollars.
100	„	Kartoffeln	=	18	„
1	„	Zwiebeln	=	3/4	„
1	„	alte Butter	=	3/4	„

1	Pfund	Taback	=	$^3/_4$	Dollars.
1	„	gesalzenes Schweinefleisch	=	$^3/_8$	„
1	„	Zucker	=	$^3/_8$	„
1	„	Kaffee	=	$^1/_2$	„
1	„	Thee	=	3	„
1	„	getrockneten Obstes	=	$^3/_8$	„
1	„	Schmalz	=	$^3/_8$	„
1	„	Reis	=	$^3/_8$	„
1	„	Bohnen	=	$^3/_8$	„
1	Flasche	Cognac	=	$1^1/_2$	„
1	„	Ale oder Porter	=	$1^1/_2$	„
1	„	Rheinwein	=	2	„
1	„	Rothwein (französ.)	=	$1^1/_2$	„
1	„	Champagner	=	4	„
1	Pfund	Salz	=	$^1/_2$	„
1	„	eingemachte Hummern	=	2	„
1	Maß	in Essig eingemachter Gurken, oder Blumenkohl	=	1	„
100	Stück	Austern	=	2	„

Frisches Rindfleisch verkaufe ich selbst zu $^1/_4$ Dollar das Pfund.

Eine wesentliche Verbesserung unserer häuslichen Verhältnisse besteht ferner in dem ziemlich großen Garten, welchen wir hinter unserem Hause angelegt haben. O, es wird bald wunderherrlich bei uns werden, wenn erst der Frühling seine ganze Pracht auf unserem Gebirge entfaltet! Ein poetisches Gemüth würde sich hierher gebannt fühlen. Unsere Hütte liegt, von einer großen, starken Esche beschattet, am Fuße eines schön bewaldeten Hügels, auf einer etwa 3000 Fuß hohen Bergebene. Die nächste Wohnung ist von uns eine halbe Meile entfernt. Sitzen wir vor der Thür, so haben wir vor uns die zwei Meilen lange und eine halbe Meile breite Bergebene. Zur Rechten ist der tiefe und steile Mosquito-Gush; zur Linken geht die Aussicht zwischen zwei einander nahestehenden Bergen frei hindurch bis zu

den zehn Meilen entfernten weißen Schneebergen. Die Bergebne ist mit mächtigen Eichen bestanden. Das Untergebüsch zwar fehlt; aber ein herrlicher Grasteppich bedeckt den Boden, aus dem schon hier und dort ein Frühlingsblümchen hervorsieht. Bald aber wird die ganze Fläche ein großer Blumengarten sein, in welchem sich ganz besonders acht Fuß hohe, wunderschöne wilde Kaiserkronen auszeichnen werden. Funfzehn Schritte vor dem Hause fließt ein kleiner Creek mit krystallhellem Wasser. Dazu nun hinter dem Hause der allerliebste Garten mit seinen Gängen, seinen Salat-, Radischen-, Gurken-, Erbsen-, Wassermelonen- und Blumenbeeten! Gar üppig kommt darin schon der Salat und das Radischen hervor. Es wird uns im Sommer an Gemüse, und zwar an schönem Gemüse, nicht fehlen.

Wir werden also billig und sehr gut leben, ja, was Leckerbissen betrifft, in mancher Hinsicht vielleicht besser, als Ihr Europäer. O, unsere Küche, und wie wir kochen, das muß ich doch schildern! Unsere Küche würde gewiß Jedem, der kräftige, nahrhafte Speisen liebt, zusagen. Sie besteht freilich, bis jetzt wenigstens, meistens nur aus gekochtem und gebratenem Fleische, doch verstehen wir auch gute Suppen zu kochen und Fleisch- und Frucht-Pasteten zu backen. Ausgezeichnet gut aber ist unser Brot, das wir uns aus dem schönen, weißen Weizenmehl zubereiten. Wir backen es in Töpfen über Kohlen, oder in Bratpfannen über dem Feuer. Ja, ich kann wohl sagen, jede Art von Fleisch- oder Mehlspeisen stellen wir uns auf das Trefflichste her. — Namentlich aber übertreffen unsere californischen Braten die deutschen an Saft und Schmackhaftigkeit. Das Wildprett braten wir am Spieße; einen Ochsen- oder Hirschkopf aber bereiten wir auf folgende Art, die wohl werth wäre, daß sie einmal von Euch nachgeahmt würde. Ein in die Erde gegrabenes Loch wird mit Steinen ausgesetzt. Nachdem nun drei Stunden lang ein starkes Feuer darin unterhalten ist, thun wir den Kopf mit Haut und Haaren, mit Zunge und Gehirn hinein, und

zwar so, daß die Schnauze nach unten, die Hörner nach oben zu stehen kommen. Jetzt werden die Lücken mit Laub verschüttet, auf das dann wieder eine Schicht glühender Kohlen kommt. Eine dichte Erddecke verschließt das Ganze. Nach neun Stunden wird der Kopf herausgenommen, die verbrannte Haut abgezogen, und zurück bleibt das schönste gebackene Fleisch, das sammt der Zunge und dem Gehirne mit Essig, Zwiebeln, Salz und Pfeffer verspeist wird und sehr delicat schmeckt. — Besonders aber möchte ich die Art empfehlen, wie wir unsere wilden Enten oder Gänse zubereiten, denn es kann keine vorzüglichere geben. Der Gans oder der Ente lassen wir durchaus ihre Federn; nur die Eingeweide nehmen wir heraus. Ist dieß geschehen, so spülen wir das Innere mit Wasser aus und nähen den Balg wieder zu. Hierauf umgeben wir das Thier mit einer etwa einen Zoll dicken Hülle von feuchtem Lehm und stecken es so in einen Haufen glühender Kohlen. Nach anderthalb Stunden wird es wieder herausgenommen; die getrocknete Lehmhülle, zerschlagen, fällt mit den Federn, die darin stecken, ab, und zurück bleibt der nackte Körper, welcher, in seinem eigenen Fette und Safte wohl durchgebacken, dem feinsten Gourmand bei Euch als die größte Delicatesse behagen würde. —

Um das Bild, das ich Dir bis jetzt von mir entworfen habe, zu vervollständigen, führe ich mich Dir nun noch in dem Costüme vor, in welchem ich hier einherwandele. Ich füge zugleich den Preis der einzelnen Kleidungsstücke in Klammern bei, um Dir auch davon einen Begriff zu geben. Bei dem gewöhnlichen Anzuge trage ich ein Paar rindslederner Halbstiefel (10 Dollars); ein Paar starke, graue Burkin-Beinkleider (8 Doll.), welche über der Hüfte von einem langen, roth-seidenen, ächten Shawl (4 Doll.) zusammengehalten werden; ein rothes oder blaues wollenes Hemd (4 Doll.); ein lose um den Hals geschlungenes seidenes Tuch (3 Doll.) und einen schwarzen, breitkrämpigen Hut (4 Doll.), dessen vorderer Rand aufgeschlagen ist und von

der Klaue eines jungen Adlers, sowie von einer Broche festgehalten wird. Nun denke Dir noch ein seidenes Taschentuch in der Tasche und zwei Pistolen im Gürtel, so hast Du mich vor Dir, wie ich leibe und lebe. — Bei schmutziger Arbeit indessen werden lange Stiefel (25 Doll.) und lederne Beinkleider (14 Doll.) von mir getragen. — —

Ich habe Dir nun die Hauptzüge meines Lebens seit den letzten drittehalb Jahren mitgetheilt und Dir eine möglichst genaue Beschreibung alles Dessen, was ich erlebt und gesehen habe, zu geben versucht. Dessen ist in der That nicht weniger, als Ulysses gesehen zu haben sich rühmen kann, von dem Homer, wie ich mich noch von der Schule her erinnere, im Anfange der Odyssee sagt:

„Vieler Menschen Städte sah' er, und Sinn auch erkannt er;
Viele Leiden im Meer erlitt' er in seinem Gemüthe."

Nun will ich Dir aber zum Schluß noch Einiges über Californien mittheilen, was vorzugsweise für Auswanderer dahin von Interesse sein dürfte.

Das Klima des Landes, besonders hier im Gebirge, ist ein ganz ausgezeichnetes. Ich habe gar manche Nacht im Freien bei Regen und Schnee, selbst ohne wollene Decke, geschlafen und bin dabei doch fortwährend gesund geblieben. Die Arbeit und die Strapazen haben meinen Körper so abgehärtet, daß ich Ermüdung nur dem Namen nach kenne und trotz des gelähmten Fußes die höchsten Gebirge erklimmen konnte. Nur in Francisco ist das Klima minder günstig. Die Temperatur nämlich wechselt hier allzu oft. Bis 9 Uhr Morgens herrscht ein dichter, fast Londoner Nebel, von da bis 5 Uhr Nachmittags aber eine drückende Hitze; dann kommt die Seebrise, so kalt und feucht,

daß man sich gegen die Kälte kaum durch doppelte Anzüge schützen kann. Um Mitternacht tritt wieder der Nebel ein. Eine Folge davon ist das hier herrschende Fieber, das aber auch mit durch das schlechte Trinkwasser verursacht wird. An eben dem Fieber leiden übrigens nicht selten auch die Arbeiter in einigen Minen nördlich am Sacramento und am Trinity-River, wo in den durch hohe Berge eingeschlossenen Thälern die größte Sonnengluth herrscht, und ebenfalls nur schlechtes, in der Hitze faulig gewordenes Trinkwasser gefunden wird. — Bei uns am Mosquito-Gush aber wissen wir vom Fieber Nichts. Der Sommer, der vom April bis zum November dauert, ist zwar sehr warm; es wird jedoch die Hitze durch die täglich von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags wehende Seebrise angenehm abgekühlt. Die Nächte sind, ohne schwül zu sein, angenehm warm, und die Abendluft ist sehr erquickend. — Während des ganzen Sommers regnet es gar nicht; der Winter aber ist eigentlich nur eine mehr oder weniger strenge, anhaltende Regenzeit. Während es zu Ende des vergangenen Jahres fast ununterbrochen regnete, haben wir in diesem Jahre seit Neujahr kaum mehr als vierzehn Tage lang strengen Regen gehabt und uns deßhalb meistens einer schönen Frühlingsluft am Tage, bei kalten Nächten, erfreut. Obgleich wir uns in einem über 3000 Fuß hohen Gebirge befinden, so ist doch der Schnee selten und wird, wenn er Nachts gefallen, am Morgen von der Sonne sofort wieder aufgeleckt. Drei Meilen von meinem jetzigen Aufenthaltsorte liegt er jedoch schon seit Wochen mehre Fuß hoch. —

Der Boden des Landes ist in den großen Ebenen am Sacramento, am San Joachim und an anderen Flüssen äußerst ergiebig. Besonders rentirt der Gartenbau sehr gut, da die Gemüse einen hohen Preis haben. Kostet doch z. B. ein Kohlkopf einen halben Dollar! Obstbäume aller Art, Feigen, Mandelbäume, Granatapfelbäume, auch der Weinstock, gedeihen ganz vorzüglich im Freien. — Welchen Reichthum könnte hier aber

ein fleißiger Ackerbebauer gewinnen, vorausgesetzt, daß er sich in die Verhältnisse des Landes zu finden wüßte! Ackerland giebt es hier im Ueberfluß, und es wird von der Regierung für ein wahres Spottgeld verkauft. Den Morgen zu 250 □Ruthen erhält man für 1¼ Dollar bei ¼ Dollar Anzahlung. Freilich muß man gleich eine Section oder 160 Morgen auf einmal nehmen. Aber wie wenig Geld braucht man auch zu einem solchen Ankaufe, und hat man späterhin das Ackerland nicht ganz steuerfrei? Wie viel könnte man auch bei guter Viehzucht, die jetzt hier ganz vernachlässigt ist, gewinnen! Milch und frische Butter sind kaum im Lande zu haben; ein Ei kostet einen halben Dollar. Die früheren Bewohner des Landes, die Spanier, trieben nur der Häute wegen Rindvieh- und Pferdezucht, ohne ihre Kühe zu melken. Käme nun Jemand mit seiner Familie herüber, so könnte er selber nicht nur ein frohes, sorgenfreies Leben führen, sondern auch wegen des Geschickes seiner Nachkommen immerhin ruhig sterben. — Wenn wir Goldsucher im Gebirge einen Platz anbauen, so bekümmert sich darum Niemand. —

Die Arbeit bei dem Goldgraben ist wohl hart, aber doch zu ertragen, da man mit gutem Gewissen aufhören kann, wenn man sechs oder acht Stunden gearbeitet hat; ich wenigstens arbeite nie länger des Tages. Den durchschnittlichen täglichen Erwerb eines Goldgräbers kann man auf 6 Dollars angeben. Freilich muß er nur kräftige Lebensmittel genießen, da sonst gar zu leicht der Skorbut sich einstellt. Ich habe viele Leute hier gekannt, die Das, was sie dem Munde abgeizten, dem Arzte geben mußten. Mit einer Ausgabe von 10 Dollars für Speise und Trank in der Woche kann man auskommen. Rechnet man nun für Handwerkszeug und Kleidung noch zwei Dollars ab, so kann man, selbst bei nur geringem Glück, 24 Dollars in der Woche erübrigen. Freilich giebt es hier der Goldsucher genug, die weniger verdienen und mehr verzehren. Jedoch — ich muß hier wiederholen, was ich schon oben bei **Neuholland** sagte — sie

haben selber daran Schuld, indem sie entweder allzu träge sind, oder die Arbeit nicht richtig anfangen. Hier muß ich nämlich noch hinzufügen, daß zum Geschäfte des Goldgrabens große Ausdauer gehört. Man muß es sich nicht verdrießen lassen, wenn man eine oder mehre Wochen hindurch täglich kaum 1 Dollar gewinnt, sondern in solchem Falle auf das spätere Glück rechnen, wo man in der Woche vielleicht täglich 2 Unzen, oder noch mehr finden kann. Es giebt hier aber auch nicht selten Leute, die so vom Glücke begünstigt sind, daß sie, kaum angekommen, nach wenigen Wochen die Minen mit einem großen Vermögen verlassen können. Wird nun auch leicht erklärlicher Weise ein besonders vom Glück begünstigtes Auffinden von Gold immer mehr abnehmen, so möchte doch daraus für die später noch Ankommenden kein eigentlicher Nachtheil erwachsen, indem auch die Lebensmittel und die sonstigen Gegenstände des Bedürfnisses verhältnißmäßig im Preise sinken werden. —

Nun hast Du Californien! Es ist spät Abends geworden, indem ich doch nicht den ganzen Tag hindurch zu schreiben vermochte. Morgen in aller Frühe schreibe ich Dir den Abschiedsgruß.

Mosquito-Gush, am 8. April 1851.

Also nun das letzte Wort, lieber Ernst! O, wie Vieles habe ich noch auf dem Herzen, das ich Dir sagen möchte! So lange ich an diesem Briefe schrieb, so lange war es mir immer, als ob ich Dir ganz nahe wäre. Habe ich ihn aber nun erst abgesandt, dann werden mir auch wieder die großen Räume zum Bewußtsein kommen, die uns von einander trennen. — Ich habe gestern Nachmittags zum ersten Male mehre Stunden in der Thür gesessen, mich an der milden, warmen Frühlingsluft erquickt und mich an den vorüberschwirrenden Colibris

ergötzt, dabei aber Deiner und der Lieben in der Heimath gar wehmüthig gedacht. O, wüßte ich doch, wie es bei Euch, wie es im lieben Vaterlande aussieht! Beantwortete mir doch Einer die Frage, die Joseph einst that: „Gehet es dem Vater wohl? Lebet er noch?" oder die Frage: „Geht es der Mutter wohl?" —

Es ist mir, als ob ich immer noch Etwas vergessen hätte. Ja, richtig! Der Amerikaner, dem ich durch die Brust geschossen, er ist, wie ich zu meiner großen Freude gehört habe, vollkommen wiederhergestellt.

Nun, Ernst! ich will den Abschied kurz machen. Lebe Du, und lebet Ihr theuere Eltern wohl, recht wohl!

F. L. M.

Doch, nein! hier ist ein Plätzchen, das ich noch beschreiben kann. Während die nördlichen Minen am Sacramento zwar ebenso goldreich sind, wie die unsrigen, so ist doch das Gold dort meist fein wie Staub, während es bei uns in größeren Körnern oder Stücken — in Stücken von 10, 20, 50, ja, in einem vorgekommenen Falle von 92 Pfund — gefunden wird. Dabei ist das Stück oft von kleinen quarzartigen Steinchen durchwachsen. Ich bin gerade im Besitz eines solchen Stückes und lege es für Dich bei. Laß Dir davon eine Busennadel machen und trage sie zum Andenken Deines fernen Bruders *). — Nun will ich meine Blätter zusammenlegen und versiegeln. Hätte ich doch die Gewißheit, daß sie in Deine Hände kämen!

F. L. M.

*) Das Goldstück ist in die Hände des Bruders richtig gekommen.

Mosquito=Bush, am 31. April 1851.

Lieber Ernst!

Drei Wochen hat mein Brief versiegelt gelegen, ohne abgeschickt zu sein, und erst morgen nimmt ihn der Bekannte mit sich nach Bremen, von wo aus er sicher in Deine Hände gelangen wird. Ich löse das Siegel noch einmal, um Dir die neuesten Nachrichten von mir zu geben.

Zunächst die erfreuliche Nachricht, daß ich jetzt vollständig wiederhergestellt bin und sogar schon mehre Tage lang arbeiten konnte. Die Wunde am Unterleibe und die Wunde am Fuße sind zugeheilt. Nun ist aber auch der alte Muth wieder da, und ich fange an, mein Gebirge über Alles zu lieben. Was ist es denn, was mich so an dieses Land fesselt? — Es ist seine goldene Freiheit! Von ihr muß ich einige Worte sagen.

Ich meine unter unserer Freiheit weniger das Phantom jener sogenannten politischen Freiheit, von der Ihr in Europa in dem Falle redet, wenn ein Volk die Bande der früheren Regierung gelöst hat. In Europa kommt es trotz solcher Lösung doch nicht zur Freiheit. Die Europäer selbst, ihrer socialen Verhältnisse, ihrer Maßlosigkeit wegen, können nicht frei sein, und nur Schwärmerei mag behaupten, daß die Aufhebung kräftiger Regierungen für europäische Länder ein Glück wäre. Europa ist das Land der Geschichte, und sein Heil liegt in Dem, was geschichtlich geworden ist. — Bei uns ist das anders. Wir haben hier keine Geschichte, wir haben hier kein Volk. Wir sind hier ein Verein von Menschen aus den verschiedensten Nationen, welche alle die Welt gesehen haben, und deren Gesichtskreis in vieler Hinsicht erweitert ist. Wir sind uns Alle gleich, wir kennen keinen Standesunterschied. Die Außenseite unseres gegenseitigen

Verkehrs hat allerdings mitunter etwas Rauhes, worüber der gesittete Europäer die Nase rümpfen würde, und es paßt deßhalb das Land auch nur für Kräftige. Aber es herrscht dafür hier Geradheit, und von manchen herrlichen Beispielen von Treue und Liebesdiensten könnte ich erzählen. Löst sich auch eine Compagnie bisweilen unter Streit auf, so geht dieser doch weniger das Herz an, als die Geschäftsverhältnisse, und man freut sich stets, wenn man in späterer Zeit einem alten Arbeitsgenossen wieder begegnet. Ich selber habe z. B. die Compagnie öfters gewechselt, muß dabei aber gestehen, daß ich Alle lieb habe, mit denen ich früher in Gemeinschaft war, und daß ich ihrem innersten Herzensgrunde nach edele Menschen unter ihnen antraf. — Bei uns hier giebt es keinen Hochmuth, keine falsche Selbsterniedrigung. Wir sind ein Jeder, was wir sind, durch uns selber. Das ist unsere Freiheit!

Jeder von uns treibt, was ihm gefällt; er hat in seinem Nachbar den Splitterrichter nicht zu scheuen und braucht nicht mit Angst seine Gedanken und seine Worte zu überwachen. Wer nicht Lust zur Arbeit in den Minen hat, der geht auf die Jagd, oder in den Store; Niemand schüttelt dazu den Kopf. Der reiche Kaufmann, der Advocat sind neben dem Ochsentreiberknechte an demselben Tische im Store. Der Mann, den ich heute zur Arbeit miethe, ist vielleicht in vierzehn Tagen mein Herr; der Advocat gräbt vielleicht in acht Tagen Gold; der Kaufmann ist vielleicht in acht Tagen Fuhrmann. So giebt es hier keine Herren. Ist das Schiff angekommen, so hört sofort die Disciplin auf. Der Capitän wird vielleicht Matrose, während der Matrose Capitän wird. Ich erzähle folgenden bestimmten Fall. Vor ungefähr zehn Monaten langt ein Hamburger Schiff in Francisco an. Die Matrosen entlaufen augenblicklich; der Koch ebenfalls. Da dieser einiges Geld bei sich hat, so kauft er einen Schooner und fährt damit Frachtgüter und Passagiere den Sacramento hinauf nach Sacramento-

Stadt. Er verdient damit viel Geld, indem es damals noch sehr an Dampfschiffen fehlte. Vier Wochen später begegnet ihm der Capitän auf der Straße in Francisco. Derselbe, um die Bemannung seines Schiffs in Verlegenheit, fordert den früheren Koch auf, wieder bei ihm Dienste zu nehmen. Willst Du nicht wieder auf mein Schiff kommen?" spricht er zu ihm, „ich gebe Dir monatlich 100 Dollars Gehalt!" Der Koch klopft dem Capitän vertraulich auf die Schulter und erwiedert in seinem Hamburger Dialekte: „Min Jung, ik will di 200 Dollars den Monat geben, wenn du bi mik Koch werden willst!" Da sich der Capitän in der That keine Matrosen verschaffen konnte, so trat er mit dem Koch in Compagnie, und Beide haben sich bereits ein bedeutendes Vermögen erworben.

Diese Freiheit ist es nun, welche ich besonders liebe. Vor sechs Wochen bot mir Sucher ein sehr vortheilhaftes Geschäft an. Ich sollte für ihn 20 bis 30 Mann miethen, diese unter meiner Aufsicht arbeiten lassen und dafür außer freier Kost einen monatlichen Gehalt von 100 Dollars erhalten. Obgleich ich nun nicht hoffen konnte, dieß Geld durch eigene Arbeit zu verdienen, so lehnte ich doch das Anerbieten meiner Vorliebe zur größtmöglichsten Selbstständigkeit wegen ab.

Ja, Freiheit ist hier, Freiheit der Person wie nirgends weiter in der Welt! und ich würde deßhalb dieß Land vielleicht in meinem Leben nicht wieder verlassen, wenn es nicht einen großen Mangel hätte, den vielleicht Keiner besser würdigen kann, als wir, die wir hier wohnen. Er besteht in der Abwesenheit des schönen Geschlechts. Das Leben verliert seine Herrlichkeit, seinen Reiz, seine Schönheit, wo es keine Frauen giebt. Ich reite öfters zu einer dreißig Meilen von hier entfernten spanischen Farm, mit deren Besitzer ich befreundet bin, um nur einige Stunden in seiner Familie, die außer ihm und seiner Frau aus zwei schönen Töchtern besteht, zubringen zu können, und komme jedes Mal erquickt von dort zurück. Ich hätte früher in meinem

Leben nicht geglaubt, daß die Annäherung an das weibliche Geschlecht ein so großes Bedürfniß für den Mann sein könne. Hätte dieß Land diesen Fehler nicht: mein Mosquito-Gush würde sicher meine Heimath für immer bleiben. Nun aber werde ich doch wohl über kurz oder lang wieder meiner noch immer ungebändigten Reiselust folgen. Ich habe in dieser Beziehung folgende Pläne.

Zuvörderst bleibe ich bis zum Ende dieses Jahres in Mosquito-Gush, um hier Deine Antwort auf meinen Brief zu erwarten, die ich bis dahin haben kann. Keinen Falls werde ich früher abreisen, als bis sie in meinen Händen ist. O, wie sehne ich mich nach ihr! Dieser längere Aufenthalt ist auch um deßwillen nöthig, weil ich mir noch einiges Capital erwerben muß. Ich beabsichtige, mindestens 2000 Dollars als Reserve-Geld in einer amerikanischen Bank anzulegen, um für den Nothfall mich an diese Summe halten zu können; alsdann aber noch wenigstens 500 Dollars zum Reisegelde zu erübrigen. Mit diesen segle ich dann aber auch frisch und muthig von dannen; zunächst nach China, von dort nach Ostindien, Persien, Arabien, Egypten — Du siehst, dieß ist immer noch mein Plan. Gern ginge ich nun von hier noch einmal nach Adelaide und nach Otaheiti. Hat man denn nicht Sehnsucht nach diesen herrlichen Oertern? O, Du glaubst nicht, wie Demjenigen, der die verschiedensten Länder der Erde gesehen hat, die Sehnsucht das Herz auseinanderzieht! — Von Otaheiti wird es wohl nach New-York gehen, wenn ich anders nicht Gelegenheit finde, einmal in Europa bei Euch vorzukommen. O, Ernst, wenn mir Dieß nicht möglich ist, könnten wir uns dann nicht einmal in New-York ein Wiedersehen geben? Sieh, ich begebe mich auf die große Reise mit 500 Dollars und verdiene vielleicht noch dabei, da ich mich in alle Verhältnisse zu finden weiß. Jedenfalls schreibe ich Dir noch vorher und zwar zunächst aus China. Was wird mir noch Alles begegnen, ehe ich zur Ruhe komme!

Von New-York aus will ich mehr den nördlichen Theil der Erde kennen lernen.

Nun noch das Programm von dem Leben, das ich in Californien in diesem Jahre führen werde. Zunächst bleibe ich in Mosquito-Gush. Dieß ist überhaupt das Standquartier, wohin ich mit meinen Genossen stets zurückkehren werde. In der Mitte des Sommers aber ziehen wir höher in's Gebirge, um einsame Goldplätze zu ermitteln. Ein leichtes Zelt wird dabei unser bewegliches Obdach sein. — —

In der letzten Zeit haben wir in Mosquito-Gush ein recht vergnügtes Leben geführt. Zum Glück sind hier nur Franzosen, Engländer und Deutsche, und wo sich diese befinden, da geht es harmlos und fröhlich her. Wo aber Amerikaner sind, da giebt es leicht gespannte Verhältnisse. Wir haben vaterländischen Wein getrunken, große Jagden, Scheibenschießen, und dergleichen Vergnügungen veranstaltet; und an den Abenden haben wir mächtig große Feuer angezündet, um welche wir uns zu Zwanzig oder Dreißig lagerten, scherzend und lachend und den Wein vom Rhein trinkend. —

Die Conversations-Sprache ist die englische, und selbst wir Deutsche bedienen uns ihrer unter uns. Zur Lectüre haben wir nur englische Bücher und Zeitungen. — Ich wundere mich fast, daß ich noch so viel Deutsch verstand, um Dir dieß Tagebuch zu schreiben. —

In den englischen Zeitungen liest man hier, daß es bei Euch seit dem November des vorigen Jahres kriegerisch aussieht. Wo wird das hinaus wollen? — Uebrigens herrscht auch bei uns eine kriegerische Stimmung, nämlich zwischen den Ausländern und den Amerikanern. Der Anlaß dazu ist folgender. Mehre Franzosen hatten oben auf dem Macholme-Hill mit großer Mühe Gruben von 50 bis 75 Fuß Tiefe gemacht. Die Ausbeute war sehr ergiebig; sie nahmen mitunter aus einer einzigen Grube 100 Pfund Gold und darüber. Das reizte den Neid

der Amerikaner, welche unversehens die Franzosen mit Uebermacht überfielen, um sie aus ihren Gruben zu vertreiben. Diese widersetzten sich zwar mit den Waffen, — es blieben auf beiden Seiten viele Todte — mußten aber doch endlich der Uebermacht weichen und den Hill verlassen. Sie wandten sich jetzt sowohl an uns in Mosquito-Gush, als an alle in der Nähe wohnenden Ausländer, um sich gegen die Amerikaner zu verstärken, die übrigens ebenfalls für Zuzug sorgten und selbst die Verstärkung durch Indianerhorden nicht verschmähten. Wir schlugen sie aber trotzdem auf dem Macholme-Hill und setzten die Franzosen wieder in ihre Rechte ein. Es ist nun zwar Friede geschlossen, wonach die Amerikaner, unsere Uebermacht fühlend, das Minenrecht nicht ferner verletzen wollen. Aber einige Spannung ist doch immer noch vorhanden. Es wird sich indessen bald Alles ausgeglichen haben. — Möchte Dieß auch bei Euch der Fall sein!

Noch Eins! Der vortreffliche Ballenstedt ist nach dem Vaterlande zurückgekehrt. Sollte er glücklich in Schöningen angekommen sein, stelltest Du ihm dann nicht Grüße von mir zu und versichertest ihm, daß es mein Wunsch ist, er möge das Glück, welches er hier vergebens suchte, im Vaterlande finden. — Grüße von mir an alle meine Freunde! Die besten den lieben Eltern und Dir von

F. L. M.

Schnellpressendruck von E. Baensch jun. in Magdeburg.